

MAGAZIN FÜR ENGAGIERTE KATHOLIKEN

November-
Dezember 2018

Einzelpreis 3,50 €

Gemeinde *creativ*

GESELLSCHAFT
Wenn Demokratie
in Gefahr ist

INTERVIEW
Ordensleben im
Plattenbau

SCHWERPUNKT

Radikal

Informationen

- 4 25 Jahre katholisches Osteuropahilfswerk Renovabis
- 5 Chancen geben
- 6 Auf zwei Rädern unterwegs
- 7 Auf Tore statt auf Menschen

Meditation

- 8 **Auf die man zählen kann, die kann man zählen**
Von Winfried Zawidzki

**Hinweis
in eigener Sache** –
Wir haben unseren
Internetauftritt neu gestaltet.
Klicken Sie rein unter:
www.gemeinde-creativ.de.
Dort können Sie nun auch ein
Online-Abo abschließen
und das gesamte
Heft online lesen.



FOTO: PRIVAT

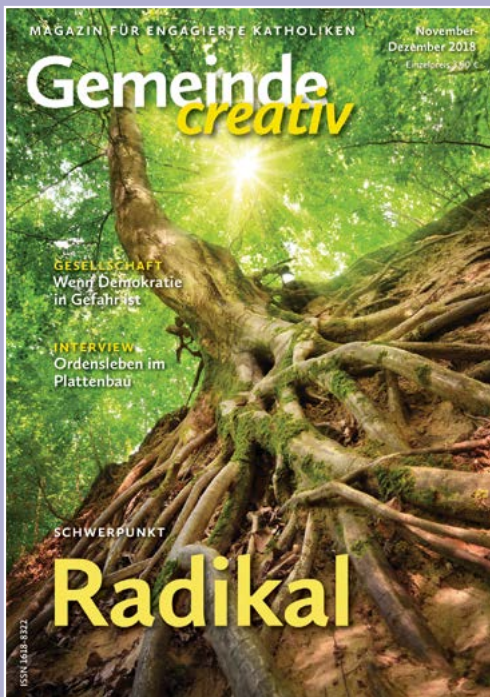


FOTO: SMILEUS / ADOBE STOCK

Schwerpunkt: Radikal

- 10 **Leidenschaftlich für Demokratie, Menschenrechte und Respekt**
Von Martin Becher
- 14 **War Jesus radikal?**
Von Katrin Brockmüller
- 16 **Wenn die Demokratie in Gefahr ist**
Von Muhadj Adnan
- 18 **Als der Hubschrauber brannte**
Von Pat Christ
- 19 **„Ich würde es heute wieder tun“**
Von Pat Christ
- 20 **Nicht mehr geben, sondern weniger nehmen**
Von Sarah Weiß
- 24 **Ermutigende Zeugnisse**
- 27 **„Junge Menschen darf man nicht aufgeben“**
Von Alexandra Hofstätter
- 28 **Ein bisschen Bisschen ist nicht genug**
Von Christiane Florin

50 Jahre Pfarrgemeinderäte

- 30 **Immer noch eine gute Wahl**
Von Alexandra Hofstätter

Katholisch in Bayern und der Welt

- 29 **Von der Zumutung zur Ermutigung**
Matthias Blaha
- 33 **Aus Räten und Verbänden**
- 34 **Begeistert sein**
Interview mit Gisela Häfele
- 35 **Aufgelesen, Impressum**
- 36 **Cartoon**
Von Thomas Pläßmann

Krisenzeiten einer Ehe
Von Peter Wendl

FOTO: AKEM23 / ADOBE STOCK



12

Keine Kosmetik

Bruder Andreas Knapp gehört der Gemeinschaft der „Kleinen Brüder vom Evangelium“ an. Er lebt in Leipzig in einer Plattenbausiedlung, mitten unter Menschen, die von Kirche und Glaube kaum etwas wissen, ruhig und unaufgeregt teilt er seinen Glauben dort, wo Armut und Atheismus der Normfall sind.

In **Gemeinde creativ** spricht er über seinen Alltag, seine Motivation und warum es Reichtum in bitterer Armut geben kann.

Beilagen:

Dieser Ausgabe von **Gemeinde creativ** liegt das *Vivat!*-Adventsprogramm des St. Benno Verlages bei sowie ein Projektflyer von Renovabis.

Der Teilaufgabe für Bamberg ist *Erzbistum Aktiv* beigeheftet.

➔ **Alle im Heft angegebenen Zusatzinformationen** finden Sie auf unserer Homepage www.gemeinde-creativ.de unter **Aktuelle Ausgabe**.

22



EDITORIAL

Wer ist eigentlich radikal?

Liebe Leserin, lieber Leser,

Radikal – fällt der Begriff, geht bei den allermeisten Zuhörern sofort das Kopfkino los. Viele haben Assoziationen, die klar in eine Richtung gehen: sie denken an die Debatte rund um Islamismus und Terrorismus der vergangenen Jahre, an Anschläge, die Bezeichnung „Gefährder“ geistert durch die Köpfe, man denkt an Rechts- und Linksradikale, an Ausschreitungen wie beispielsweise beim G20-Gipfel in Hamburg 2017 oder in Chemnitz in diesem Sommer.

Die vorliegende Ausgabe von **Gemeinde creativ** will zeigen, dass „radikal sein“ auch etwas ganz anderes bedeuten kann. *Radikal*, verstanden als konsequent, zeigt sich zum Beispiel im Lebensstil vieler Menschen. Da geht es um die Bewahrung der Schöpfung, Menschen verzichten vollständig auf Plastik, setzen bewusste Kontrapunkte zur Konsumgesellschaft. Sarah Weiß geht in ihrer Reportage über „Müllfischer“ unter dem Titel „Nicht mehr geben, sondern weniger nehmen“ diesen Fragen nach. *Radikal* kann auch der Einsatz für Andere sein.

Der Einsatz Jesu Christi für die Menschen war der radikalste von allen und derjenige, der unseren christlichen Glauben begründete. Katrin Brockmöller spürt in dieser Ausgabe von **Gemeinde creativ** Formen von Radikalität in der Bibel nach und auch außerhalb des Evangeliums finden wir mit der Heiligen Mutter Teresa, dem Befreiungstheologen Oscar Romero oder Pater Rupert Mayer Menschen, die ihr Leben radikal in den Dienst einer freiheitlichen und besseren Welt gestellt haben. Ab Seite 24 lesen Sie Lebenszeugnisse dieser Menschen, die vorbildhaft sein und ermutigen sollen! Toleranz, die Achtung der Menschenwürde und die Frage, wie gesellschaftlicher Zusammenhalt gestärkt werden kann, darum geht es im Beitrag von Martin Becher. Er ist Geschäftsführer des Bayerischen Bündnisses für Toleranz



und stellt Ihnen dieses Netzwerk vor. Auch die katholische Kirche ist in diesem Bereich sehr aktiv. Die beiden neugeschaffenen Kompetenzzentren für „Demokratie und Menschenwürde“ am Caritas-Pirckheimer-Haus in Nürnberg und am Kardinal-Döpfner-Haus in Freising haben in diesem Sommer ihre Arbeit aufgenommen. Zusammen mit einer Vorstellung der Arbeit dort geht unsere Autorin Muhadj Adnan auch der Frage nach, wie in kirchlichen Gremien mit extremen Positionen umgegangen werden kann.

Hinter dem Landeskomitee der Katholiken in Bayern liegt ein ereignisreicher Sommer. Viele Gespräche und Veranstaltungen haben die Monate vor der Landtagswahl in Bayern begleitet – unser Sommerhighlight war jedoch die Tagung „Gute Wahl – 50 Jahre gewählte Pfarrgemeinderäte in Bayern“, die Ende September in der Katholischen Akademie Bayern stattgefunden hat. Mehr dazu lesen Sie ab Seite 30.

Ihre Alexandra Hofstätter
REDAKTIONSLEITERIN

Hilfen für Pfarrbriefgestalter

Unter dem Titel *Pfarrbriefe erfolgreich planen und gestalten* ist ein neues Pfarrbriefmagazin erschienen. „Pfarrbriefservice.de“, das Internetportal der deutschen Bistümer für die Pfarrbriefarbeit in Deutschland, hat das 80-sei-



tige Serviceheft im Sommer herausgebracht. Das Heft möchte Haupt- und Ehrenamtliche in den Pfarrbriefredaktionen in ihrer Arbeit unterstützen, beispielsweise mit Beiträgen zum „Pfarrbrief im Wandel der Zeit“ oder zum richtigen Umgang mit Fotos. Trotz Umstrukturierungsmaßnahmen und Veränderungen in den Pfarrgemeinden, das Ziel müsse ein ansprechender Pfarrbrief sein, informativ, unterhaltend und gut gemacht, um mit den Kirchenmitgliedern weiter in Kontakt zu bleiben und auch über die Kerngemeinde hinaus Menschen zu erreichen. Das neue Heft ist eine aktualisierte Auflage einer Version aus dem Jahr 2006. Es enthält Hintergrundinformationen, Checklisten, Tipps, Experten-Interviews und ist crossmedial angelegt. (pm)

* Mehr dazu unter www.gemeinde-creativ.de.



FOTO: CAROLIN STARZ / RENOVABIS
Vor allem alte Menschen sind in osteuropäischen Ländern von Armut betroffen. Renovabis hilft mit einer Vielzahl von Projekten, so auch dieser Frau in Georgien.



Renovabis unterstützt zum Beispiel Kinder in Rumänien. Die haben so eine gute Förderung und genügend Zeit, Kind zu sein und zu spielen.

25 Jahre katholisches Osteuropahilfswerk Renovabis

Licht für den Osten

Von **Christoph Renzikowski**

Katholische Nachrichten-Agentur

Auf 25 Jahre kann Renovabis, das jüngste der sechs weltkirchlichen katholischen Hilfswerke in Deutschland, mittlerweile zurückschauen. Seine Gründung war eine Reaktion auf den Fall des „Eisernen Vorhangs“ 1989; Starthilfe für einen gesellschaftlichen und religiösen Neuaufbruch war das Ziel. Nach dem epochalen Umbruch mussten aber noch vier Jahre vergehen, bis sich das Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK) als Initiator mit den Bischöfen darüber einig war. Wie die anderen Hilfswerke Misereor und Adveniat erhielt es einen lateinischen Namen, der wörtlich übersetzt heißt: „Du wirst (das Antlitz der Erde) erneuern.“ Jahrzehnte kommunistischer Herrschaft hatten den Christen in Osteuropa zugesetzt. Im staatlich verordneten Atheismus konnten sie ihren Glauben oft nur eingeschränkt praktizieren. In der Tschechoslowakei gab es eine regelrechte Kirchenverfolgung, die Priester und Bischöfe in den Untergrund drängte.

Über diskrete Kanäle hatten die Katholiken im Westen ihren drangsalieren Glaubensgeschwistern schon zu Zeiten des „Kalten Kriegs“ Unterstützung zukommen lassen, über die Ackermann-Gemeinde oder den Europäischen Hilfsfonds der deutschen und österreichischen Bischofskonferenz in Wien. Auch nach der Ausübung des Kriegsrechts in Polen konnten sich die dortigen Gewerkschafter auf die Solidarität ihrer westlichen Nachbarn verlassen. Nach 1989 nun sahen Katholiken wie der damalige

ZdK-Generalsekretär Friedrich Kronenberg die Zeit reif, diesem Engagement eine neue, offizielle Form zu geben. In der Bischofskonferenz gab es jedoch manche Vorbehalte gegen ein weiteres Hilfswerk. Doch Kronenbergs Argument, dass Solidarität unteilbar sei und Nord-Süd nicht gegen Ost-West ausgespielt werden könne, setzte sich letztlich durch. Dabei wusste er den Kölner Kardinal Joachim Meisner auf seiner Seite, der als Kind mit seiner Familie nach Kriegsende aus dem schlesischen Breslau vertrieben worden und danach in Thüringen gelandet war.

Für wenige Monate befand sich die erste Geschäftsstelle in einem Kloster

Chancen geben

Adveniat-Aktion 2018 setzt sich für Jugendliche ein

Kindheit und Jugend enden in Lateinamerika häufig viel zu früh: Jugendliche müssen für das Überleben ihrer Familie arbeiten. Dabei träumen auch sie von einer guten Zukunft. Sie wollen zur Schule gehen, studieren und Verantwortung übernehmen – in Kirche und Gesellschaft. Die Adveniat-Weihnachtsaktion steht daher heuer unter dem Leitwort „Chancen geben – Jugend will Verantwortung“. Damit lenkt das Hilfswerk mit seinen Partnern vor Ort die Aufmerksamkeit auf die Situation der benachteiligten Jugendlichen in Lateinamerika und der Karibik.

Dort leben 114 Millionen Jugendliche im Alter zwischen 15 und 24 Jahren. Oft werden sie arm geboren und bleiben ein Leben lang benachteiligt, schreibt Adveniat.



In kaum einem Dorf im Bergland Albaniens gibt es eine katholische Kirche: Hier wird oft Gottesdienst unter freiem Himmel gefeiert.

in Trier, auch weil der dortige Weihbischof Leo Schwarz federführend die ersten Schritte von Renovabis in die Öffentlichkeit begleitete. Noch im Herbst 1993 holte der Münchner Kardinal Friedrich Wetter das Hilfswerk nach Bayern auf den Freisinger Domberg, wo es mehr Platz bekam und seither seinen Sitz hat.

Erster Geschäftsführer war der Jesuitenpater Eugen Hillengass, ein begnadeter Fundraiser, der sogleich die Devise ausgab, man wolle in Menschen und nicht in Steine investieren. Zu den ersten unterstützten Projekten zählte ein Bildungszentrum in der albanischen Hauptstadt Tirana als Versammlungsort für Katecheten. Weitere gut 23.000 Projekte sollten folgen.

Die Spannweite reichte vom Auto für einen Priester bis zum Aufbau einer kirchlichen Universität irgendwo zwischen Polen und Sibirien. Dank Renovabis entstanden in Bosnien-

Herzegowina multiethnische Schulen, um die Verständigung zwischen den Volksgruppen nach dem Bürgerkrieg und Zerfall Jugoslawiens zu fördern. Bis Ende 2017 bewilligte Renovabis mehr als 700 Millionen Euro für Partner in 29 Ländern. Allein im vergangenen Jahr flossen 29 Millionen Euro.

Auch politisch versucht sich Renovabis Gehör zu verschaffen, etwa beim Thema Frauenhandel, dem gerade viele Osteuropäerinnen zum Opfer fallen. Von Anfang an verstand sich Renovabis nicht zuerst als Geldsammel- und Verteilstelle, sondern als Drehscheibe des internationalen Austauschs. Aus Hilfeempfängern sollten möglichst schnell Partner werden. Mit Leben erfüllt wird dieses Selbstverständnis durch jährliche Kongresse, Partnerschaftstreffen und die Zeitschrift „Ost-West. Europäische Perspektiven“.

In diesem Titel liegt auch die Perspektive für die künftige Entwicklung. Renovabis müsse schrittweise von einer Solidaritätsaktion der deutschen Katholiken zu einer der Katholiken in Europa weiterentwickelt werden, findet Kronenberg. Die Krise der Europäischen Union mit ihren zunehmenden Spannungen zwischen Ost und West stellt Renovabis dabei vor neue Herausforderungen.

Der steigende Wohlstand in vielen Ländern Lateinamerikas komme nur wenigen von ihnen zugute. Die Schere zwischen Arm und Reich klaffe dagegen weit auseinander. Vor allem schwarze und indigene Jugendliche sowie junge Frauen hätten unter der Verteilungsungerechtigkeit zu leiden. Eine unbeschwerte und behütete Kindheit und Jugend kennen viele Buben und Mädchen in Lateinamerika nicht: Von klein auf müssen sie arbeiten, um das Auskommen der Familie zu sichern.

Ein Großteil der Jugendlichen hat außerdem keinen Zugang zu schulischer oder beruflicher Bildung. Etwa 50 Millionen von ihnen arbeiten ohne Vertrag, Krankenversicherung oder Alterssicherung im informellen Sektor. Dabei träumen sie – genau wie ihre Altersgenossen hier-



zulande – von einer guten Zukunft, wollen zur Schule gehen, studieren, einen sicheren Arbeitsplatz und Verantwortung in Familie, Gesellschaft, Kirche und Politik übernehmen.

Im Rahmen der diesjährigen Weihnachtsaktion kommen Adveniat-Aktionspartner aus Brasilien, El Salvador,

Kolumbien und Panama nach Deutschland, um zu berichten, wie sie Verantwortung übernehmen und Jugendlichen Chancen geben. Die Eröffnung der bundesweiten Adveniat-Weihnachtsaktion findet am 2. Dezember 2018 gemeinsam mit dem Bistum Limburg statt. Die Weihnachtskollekte am 24. und 25. Dezember in allen katholischen Kirchen Deutschlands ist dann wieder für Adveniat und die Hilfe für die Menschen in Lateinamerika und der Karibik bestimmt. (pm)

Die Stimme des Schöpfers

Die Geschichte von Noah und der Arche – kennt man. Die Vertreibung aus dem Paradies – tausendmal gehört.

Jona im Bauch des Wals – geht in Wirklichkeit doch gar nicht. Viele Geschichten aus dem Alten Testament begleiten uns seit unserer Kindheit. Mit *Die Stimme des Schöpfers* gibt uns der Autor



Titus Müller einen guten Grund, sie wieder einmal zu lesen und dabei ganz neu zu erleben. Die Bibel schildert Ereignisse und Personen oftmals nur knapp, Titus Müller gibt 29 Geschichten aus dem Alten Testament mehr Raum und den Hauptfiguren Platz, sich und ihre Beweggründe zu entfalten. Dabei wirft der Autor auch ein Licht auf weniger bekannte Geschichten und Personen. Titus Müller hat sich in die Lebenssituationen und Scheidewege seiner Protagonisten hineingedacht. Es ist, als wäre man auf der Reise mit Abram und seiner Frau Sarai ins gelobte Land, als stünde man an der Reling der Arche, als die ersten Tropfen fallen. Angereichert und zusammengezurr mit historischen Fakten und Hintergründen und detailliert geschildert ermöglicht *Die Stimme des Schöpfers* einen ganz neuen Blick auf scheinbar Altbekanntes. (alx)

* Müller, Titus (2018), *Die Stimme des Schöpfers. Erzählungen aus dem Alten Testament*. 176 Seiten, gebundene Ausgabe. Gerth Medien, 14 Euro.

Rettung naht

Zwei neue Publikationen gibt es von der Katholischen Landjugendbewegung (KLJB) Bayern: Unter dem Titel *Segen reich* ist ein neuer Werkbrief erschienen, in *Rettung naht* erzählt Christine Ziegler eine Advents- und Weihnachtsgeschichte. Der himmlische Kinderchor „Wolkenspatzen“ soll zur Jesu Geburt im Stall von Bethlehemem singen. Die



kleinen Engel lernen die Lieder auswendig, üben fleißig. Kurz vor dem großen Auftritt sollen zwei Engel die Hirten holen. Die haben keine Zeit und wollen nicht mit – stimmungsvoll erzählt Christine Ziegler diese etwas andere Weihnachtsgeschichte, die sich in Religionsunterricht, Gemeindegarbeit und Gruppenstunde ausgezeichnet einsetzen lässt. Der Werkbrief *Segen reich* lädt ein, die Besonderheit des Segens und den Reichtum des Segnens kennen zu lernen. Als Sammlung vieler Segensgebete und –wünsche kann er als Inspiration für verschiedene Anlässe dienen. Beide Publikationen können über den Shop auf der Homepage der KLJB Bayern bestellt werden. (pm)



- ※ *Segen reich – Grundlagen, Gebete, Methoden*, 160 Seiten, broschiert. 9 Euro.
- ※ *Rettung naht. Eine Advents- und Weihnachtsgeschichte*, 64 Seiten, broschiert. 5 Euro.

Auf zwei Rädern unterwegs

Von Peter Ziegler

KAB-Diözesansekretär Augsburg

Auch das Gebiet des Diözesanverbands Augsburg lag auf der Strecke einer Radlertruppe des Bundesverbands der Katholischen Arbeitnehmerbewegung (KAB). Unter dem Motto „Wir dreh'n am Rad“ setzten sie sich für faire Arbeit trotz sich wandelnder Rahmenbedingungen ein. Auf der Strecke machten sie Halt in Betrieben, bei Ortsverbänden und besichtigten besondere Stadtteile.



Von Termin zu Termin mit dem Fahrrad: Mit der Aktion wollte die KAB Aufmerksamkeit für aktuelle Themen der Arbeitswelt schaffen.

Angeführt von der Bundesvorsitzenden Maria Etl führen die engagierten Fahrradfahrer um die Mittagszeit vor dem Sebastianstor bei MAN in Augsburg vor, um den Gesamtbetriebsratsvorsitzenden Werner Wiedemann zu treffen. Dieser berichtete von dem Projekt „Moderne Arbeitswelten“, das die Auswirkungen der Digitalisierung auf die Arbeitsplätze konkret werden lasse. Dabei werde gerade ein Verwaltungsbereich umgebaut, in dem es zukünftig keine persönlichen Arbeitsplätze mehr geben werde, sondern jeder Mitarbeiter sich morgens einen suchen müsse. Hier solle auch vollkommen papierlos gearbeitet werden. Er selbst sei gespannt, welche Erfahrungen die Mitarbeiter dabei machen werden.

WENN KASERNEN ZU WOHNRAUM WERDEN...

Die nächste Etappe führte die Gruppe zu einem Augsburger Stadtteil, der nach Auflösung einer Kaserne und Rückbau mehrerer Firmen neu entwickelt wurde. Wo früher Soldaten aufmarschierten, findet sich nun ein

Naherholungsgebiet, wo Textilarbeiter schufteten, entstand ein Grüngürtel.

Auch der zweite Tag begann bereits am frühen Morgen, mit einem Termin im digitalen Existenzgründerzentrum in Kempten. Bei „Allgäu digital“ empfing die Verantwortliche für Projektkommunikation und Marketing, Sophia Negro, die Gruppe. Sie verwies auf den industriellen Charme ihres Standorts, der einmal Teil einer Spinnerei gewesen sei und beschrieb „Allgäu digital“ als das Paradebeispiel für die Welt der Arbeit 4.0 – es gebe leistungsstarkes Internet, die Atmosphäre eines Großraumbüros zur Vernetzung der einzelnen Gründer, freie Zeit- und Raumeinteilung und alle Optionen zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Gleichzeitig betonte sie, dass sie sich ein rein digitales Arbeiten nicht vorstellen könne und die regelmäßigen Teambesprechungen nicht missen möchte. Sie beschrieb die Digitalisierung als Chance zur Wiederbelebung des ländlichen Raums, weil „bald auch in Kempten geht, was in Berlin geht“.

Dann hieß es, in die Pedale treten: ab Senden, wo die Gruppe Zeuge einer ganz besonderen Wertschätzungsaktion für Pflegekräfte wurde, begleitete sie eine größere Gruppe aus verschiedenen Ortsverbänden auf dem Fahrrad bis nach Neu-Ulm. Dort stellte sich Maria Etl den Fragen des Publikums. Dabei standen Fragen der Mitgliederwerbung ebenso zur Debatte wie das Modell der katholischen Verbände zur solidarischen Alterssicherung.



Unter dem Motto „Wir dreh'n am Rad – Faire Arbeit on Tour“ suchte eine Gruppe der KAB das Gespräch mit Unternehmen.

FOTOS: KAB



Tore für Toleranz

Auf Tore statt auf Menschen

Bundesweites Fußballturnier für Toleranz

Von **Muhadj Adnan**

Freie Journalistin

Gewalt und Extremismus zeigen sich in vielen verschiedenen Bereichen unseres Lebens und haben viele Facetten. Dabei können sie durch Worte und Taten erfolgen. Um ein klares Zeichen gegen Intoleranz, Fremdenfeindlichkeit und Rechtstextremismus zu setzen, veranstaltet die Jugendorganisation *I Have A Dream Group e.V.* (IHADG; vgl. *Gemeinde creativ September-Oktober 2018*) ein Fußballturnier unter dem Motto „Anstoß gegen Gewalt – auf Tore schießen statt auf Menschen“.

Jährlich plant der Verein zahlreiche Projekte, um vor allem Gemeinschaft und Toleranz zu fördern und Menschen in Not zu helfen. Das Ziel der „Dreamer“ ist es, in vielen kleinen Schritten die Welt zu verändern, um ihrem Traum einer gerechteren Welt näher zu kommen. Zu ihren größten Projekten zählt das bundesweite Fußballturnier „Tore für Toleranz“. Zusammen mit dem Fußballverein VfR Kirchlauter und dem Verein *Aktionen und Projekte pro Toleranz e.V.* (APROTO) aus Brandenburg organisierte die *I have a Dream Group* im Juni 2014 erstmals ein bundesweites Fußballturnier, an dem etwa 200 Menschen teilnahmen und ein gemeinsames Signal für eine gleichberechtigte Welt setzten. Auch dieses Jahr ging es – unabhängig von Geschlecht, Religion oder Gesundheitszustand – vor allen Dingen darum, einander zu be-

gegnen und etwas übereinander zu lernen. Hierbei bot der Fußball eine gute Möglichkeit, Menschen zu begeistern und zu verbinden.

WORKSHOPS ZUM THEMA „INTOLERANZ“

Während des Turniers sorgten die Veranstalter für das leibliche Wohl der Gäste und Spieler. In der Mittagspause wurden zusätzlich Vorträge und Workshops zum Thema „Gewalt und Intoleranz“ angeboten, die in den Räumen der Grundschule nebenan stattfanden. Der Erlös des Benefizturniers wurde an Organisationen gespendet, die sich für Opfer von Gewalt einsetzen. Mit der anderen Hälfte des Geldes wurden an zwei Gymnasien im Landkreis Vorträge finanziert, um Schüler für diese Thematik zu sensibilisieren.

Da vor allem im Fußball alle Akteure auf dem Rasen immer die gleiche Sprache sprechen und die *I have a Dream Group* die Popularität des Fußballs nutzen möchte, um Gutes zu tun, soll „Tore für Toleranz“ in Zukunft alle vier Jahre stattfinden – immer im selben Jahr der Fußballweltmeisterschaft. Sport, insbesondere der Fußball, verbindet über Grenzen hinweg. Auch in anderen Bereichen wäre diese Aktion umsetzbar, so könnte zum Beispiel ein Fußballturnier für Ministranten oder für die Landjugend in ähnlicher Weise aufgegriffen werden, um Fremdenfeindlichkeit und Rassismus sportlich zu begegnen.

Wir haben seinen Stern gesehen

Der Advent ist eine besondere Zeit im Jahr – der Duft nach Tannenzweigen, Lebkuchen und Plätzchen füllt schon die Häuser, die Vorfreude auf Weihnachten wächst – der Advent ist aber auch vor allem eines: eine Zeit der Besinnung. In den Wochen vor Weihnachten wollen liturgische Angebote besonders ansprechend gestaltet werden. Der neue Band



der Reihe „Konkrete Liturgie“ des Verlags Friedrich Pustet liefert einige neue Anregungen dazu. Unter dem Titel *Wir haben seinen Stern gesehen* sind Feierformen und Gestaltungsideen für die Advents- und Weihnachtszeit zusammengestellt. Auf 144 Seiten versammelt der Band eine ganze Fülle von Anregungen: von der Adventskranzsegnung über Fröhschichten, Roratefeiern, Andachten, Atempausen für die Seele bis hin zu Bußgottesdiensten, Krippenspielen und Kindersegnungen. Es geht um „Maria im Advent“, um „Licht und Schatten“ und „Adventliche Menschen“. Wie gewohnt in der Reihe „Konkrete Liturgie“ bietet dieser Band bereits vollständig ausformulierte Modelle, aber auch Einzelemente, Bausteine und Impulse, die je nach Bedarf zusammengesetzt und angepasst werden können. (pm/alx)

* **Bares, Rudolf Peter (2018), *Wir haben seinen Stern gesehen. Feierformen und Gestaltungsideen in Advents- und Weihnachtszeit, 144 Seiten, kartoniert. Verlag Friedrich Pustet, 16,95 Euro.***

Auf die man zählen kann, die kann man zählen

Von Winfried Zawidzki

Mit diesem Gedanken des Schriftstellers Manfred Bosch haben mir Susanne und Martin Anfang des Jahres zum Geburtstag gratuliert.

Je öfter ich diesen Geburtstagsgruß in die Hand nehme, umso mehr denke ich über die Bedeutung von Freundschaft nach.

Ich wandere in meine Vergangenheit und erinnere mich an die vielen Menschen, denen ich begegnet bin.

Ja, es gab und gibt viele Freundschaften und miteinander geteilte Erinnerungen.

Aber kann ich im „Ernstfall“ wirklich auf sie *alle* zählen? Was hat ein wirklich festes Fundament? Was auf Dauer Bestand?

Auf die man zählen kann, die kann man zählen...

Es sind nicht allzu viele Menschen, die mir unfassbar lieb geworden sind und auf die ich tatsächlich zählen kann. Manche dieser besonderen Freundschaften sind Jahrzehnte alt, andere noch nicht einmal zehn Jahre. Aber sie alle sind für mich unkündbar.

Da ist bis zu ihrem Tod meine Mutter, auf die ich immer zählen konnte. Sie hat immer, manchmal auch voller Tränen und wider aller Vernunft, zu mir gehalten.

Da ist „Czypsi“, die mich aus meiner größten Lebenskrise herausgeholt hat. Sie hat mich als Mensch wahrgenommen und mir den Glauben an mich selbst zurückgegeben.

Da sind Gundi und Otto. Ihnen habe ich seit mehr als 40 Jahren viele fruchtbare Gespräche zu verdanken. Wir sehen uns nicht allzu oft, aber ein Telefongespräch genügt – und schon ist die vertraute Nähe wieder da.

Da sind Angelika und Udo, die mich zu Beginn der 1990er Jahre in die große KAB-Familie eingeführt haben. Wir treffen uns regelmäßig, feiern alljährlich

gemeinsam den Jahreswechsel und sind einfach füreinander da, wenn es einem von uns nicht gut geht.

Da sind Beate und Ralph. Anfangs waren wir „nur“ Kollegen. Im Laufe der Jahre ist daraus aber viel mehr geworden. Irgendwie gehöre ich mittlerweile zu ihrer Familie und wir wissen viele kleine und große Geheimnisse voneinander.

Zu denen, auf die man zählen kann, gehören natürlich auch Susanne und Martin. Diese Freundschaft ist erst knapp acht Jahre alt. Aber beide haben sich in dem kleinen Kreis der Freunde, auf die man wirklich zählen kann, einen festen Platz erobert. Wie aufbauend ist es, wenn Martin oder Susanne ungefragt mit einer prall gefüllten Obsttüte an der Wohnungstür stehen, weil sie mitbekommen haben, dass ich krank im Bett liege!

Und dann ist da noch jemand, auf den ich – und wir alle – immer zählen können. Er bietet uns an, uns auf unseren Wegen zu begleiten. Wir müssen nur unser „Ja“ sagen.

Er ist der Halt, der vor allem Unheil bewahrt und uns trägt.

Er ist der Boden, auf dem wir feststehen.

Er ist der Weg, auf dem wir sicher gehen.

Er ist die Hoffnung, damit wir nicht verzweifeln.

Er ist der Hirte, der uns behütet, damit uns nichts zustößt.

Er schenkt uns die Wärme, damit wir nicht erfrieren.

Er hält uns fest in seiner Liebe.

Er ist der wahre Gott, auf den ich und alle Menschen immer zählen können.



Jeder braucht Menschen, die
mit ihm durch's Leben gehen.

Leidenschaftlich für Demokratie, Menschenrechte und Respekt

Es war die Initiative der Kirchen, der Jüdischen Gemeinden, des DGB und des Bayerischen Innenministeriums, die 2005 das „Bayerische Bündnis für Toleranz – Demokratie und Menschenwürde schützen“ gemeinsam ins Leben rief. Es ist wichtig, nicht nur gegen etwas, sondern für etwas einzutreten. Wir als Bayerisches Bündnis für Toleranz treten leidenschaftlich für Demokratie, Menschenrechte, Vielfalt und Respekt ein! Und wir sind überzeugt davon, dass wir auf diese Art den mühsamen Weg zu einer erfolgreichen Auseinandersetzung mit menschenverachtenden Tendenzen auch weiterhin gehen können. Auch dann, wenn ein Ende dieses Weges noch lange nicht absehbar ist.

Von Martin Becher

Geschäftsführer Bayerisches Bündnis für Toleranz

Aktuell sind 70 Mitgliedsorganisationen im Bündnis vertreten – zu meist landesweite Akteure. Staat und Kommunen bilden die erste Säule des Bündnisses (Ministerien, der Bayerische Landtag und die kommunalen Spitzenverbände). Die zweite Säule besteht aus den Religionsgemeinschaften mit beiden großen Kirchen und den Jüdischen Gemeinden. Die größte Gruppe stellt die Zivilgesellschaft als dritte Säule aus Arbeitswelt, Schulen, Sport, Wohlfahrts- und Helferverbänden, den Jugendverbänden, Berufsverbänden. Des Weiteren sind die Erwachsenenbildung, die Akademien und Gedenkstätten zu nennen. Jüngst aufgenommen wurden die Feuerwehren und der Flüchtlingsrat. In dieser breiten Struktur repräsentiert das Bündnis das politische und gesellschaftliche Bayern.

2007 wurde in Bad Alexandersbad die „Projektstelle gegen Rechtsextremismus“ als Geschäftsstelle des Bündnisses ins Leben gerufen. Sie berät, unterstützt und begleitet sowohl die Mitglieder des Bündnisses als auch regionale Akteure vor Ort in ihrem Engagement gegen Rechtsextremismus. Das sicherlich bekannteste Einzelprojekt war der „Unfreiwilligste Spendenlauf Deutschlands“, der von uns gemeinsam mit der Aussteigerorganisation „EXIT Deutschland“ in Wunsiedel organisiert wurde: Aus dem Aufmarsch von Neonazis im Jahr 2014 wurde ein Spendenlauf, bei dem die Teilnehmer mit jedem zurückgelegten Meter Geld für das Aussteiger-



Der „Unfreiwilligste Spendenlauf Deutschlands“: Aus dem Aufmarsch von Neonazis im Jahr 2014 wurde ein Spendenlauf, bei dem die Teilnehmer mit jedem zurückgelegten Meter Geld für das Aussteigerprogramm sammelten...

programm sammelten. Der zentrale Fokus unserer Arbeit liegt auf Prävention, Information und Motivation möglichst vieler Menschen für die Demokratie. In diesem Zusammenhang organisiert das Bündnis regelmäßig in enger Zusammenarbeit mit seinen Mitgliedsorganisationen öffentlichkeitswirksame Präventivveranstaltungen.

IM DIALOG

Die größte Wirkung der Projektstelle entsteht durch ihre Sprachfähigkeit mit nahezu allen Akteuren, die in Bayern in der Auseinandersetzung mit Rechtsextremismus agieren. Das betrifft beispielsweise sowohl den Verfassungsschutz als auch die zivilgesellschaftlichen Bündnisse vor Ort

– ein breites Spektrum, das untereinander von großen Spannungen und strukturellen Unvereinbarkeiten geprägt ist. Gerade das macht es umso wichtiger für alle Beteiligten, dass das Bündnis als Gesprächspartner von all diesen Akteuren akzeptiert wird.

Inzwischen entfaltet unsere Arbeit eine bundesweite Wirkung: wir vertreten dort die bayerische Perspektive (z.B. in der ökumenischen „Bundesarbeitsgemeinschaft Kirche und Rechtsextremismus“), wir bringen unsere Expertise ein (z.B. beim zweiten NSU-Untersuchungsausschuss des Bundestags) und arbeiten projekthaft mit weiteren bundesweiten Akteuren zusammen (z.B. mit der Bundeszentrale für politische Bildung bei den Seminaren „Perspektiv-



BAYERISCHES BÜNDNIS FÜR TOLERANZ

Demokratie und Menschenwürde schützen

wechsel von Polizei und Zivilgesellschaft“ und beim Projekt „Polizei und Politische Bildung“).

Deshalb freut es uns besonders, dass wir gemeinsam mit vielen Akteuren aus katholischen Verbänden und den Diözesen das „Kompetenzzentrum für Demokratie und Menschenwürde“ mit seinen beiden Standorten in Freising und in Nürnberg auf den Weg bringen konnten (vgl. Seite 16/17). Es ist ein starkes Zeichen der katholischen Kirche, sich hier in den nächsten Jahren gezielt zu engagieren.

TOLERANZ UND MENSCHENWÜRDE

Heute besteht innerhalb des demokratischen Spektrums kein Zweifel an der Überzeugung, dass sich alle Akteure aus Staat, Religionsgemeinschaften, Kommunen und Zivilgesellschaft eindeutig gegen Rechtsextremismus positionieren und dort keine unklaren Haltungen zeigen. Doch es war ein langer Weg bis zu diesem Einvernehmen.

Noch in den 1980er- und 1990er-Jahren scheuten sich viele institutionelle Akteure, offen gegen „extrem rechts“ aufzutreten – trotz Vorfällen wie dem Oktoberfest-Attentat, „Wehrsportgruppe Hoffmann“, Hoyerswerda, Rostock, Solingen und Mölln. Es herrschte die Angst vor, Neonazis durch Gegenaktionen noch aufzuwerten. Das Umdenken in Bayern begann erst durch aufreibende Erfahrungen in Wunsiedel und Gräfenberg, Halsbach, Murnau und Oberprex.



... 10.000 Euro kamen dabei für die der Aussteigerorganisation „EXIT Deutschland“ zusammen.

Doch es war ein nachhaltiges Umdenken: Inzwischen herrscht Konsens, dass nicht widerspruchlos zugehört werden soll, wie Neonazis mit menschenfeindlichen Parolen durch die Straßen Bayerns marschieren. Heute sind sich Akteure einig, dass es vor allem präventive Arbeit braucht: in der Arbeit mit allen Altersgruppen, in der Bildungsarbeit ebenso wie bei den Wohlfahrtsverbänden. Zum Glück stehen schon jetzt viele Institutionen entschlossen für ein aktives Engagement für eine tolerante und respektvolle Gesellschaft.

Doch es mangelt nicht an neuen Herausforderungen: schon seit einiger Zeit stellt eine „Neue Soziale Bewegung von rechts“ – das Phänomen Rechtspopulismus in Verbindung mit der intellektuellen Neuen Rechten – diese klare Position gegen alle Erscheinungsformen des Rechtsextremismus in Frage. Spätestens seit den Lesereisen von Thilo Sarrazin nach 2010 war offensichtlich, dass es auch in bürgerlichen Kreisen eine weitverbreitete Bereitschaft zur Akzeptanz diskriminierender und aufhetzender Botschaften gibt. Die Banken- und die sich daran anschließende Eurokrise sowie die internationalen Fluchtbewegungen als Folgen von Hunger und Krieg haben diesen Positionen noch deutlich mehr Zulauf gebracht – auch innerhalb der Kirchen.

KANDEL, CHEMNITZ, KÖTHEN

Aber lange Jahre galt, dass Neonazis und ideologisch gefestigte Rechtsextremisten nicht davon profitieren konnten. Das hat sich spätestens in diesem Sommer grundlegend geändert. Rechtspopulistische Strömungen und Parteien haben sich deutlich radikalisiert und instrumentalisierten Angst und Empörung. Neonazis haben ihre Krise nach der Aufdeckung des NSU und eines zeitweise verschärften Fahndungsdrucks nun überwunden und nutzen die sich für sie auftuende Chance. Bei den Kundgebungen des Spätsommers 2018 in Kandel, Chemnitz, Köthen und andernorts spielten Neonazis eine entscheidende Rolle, insbesondere bei der Mobilisierung und der strategischen Planung der Aufmärsche. Für Rechtsextreme und Neonazis ist bei den Aufmärschen dieses



In Bayern wurden im Jahr 2017 zahlreiche „Maibäume für Toleranz“ aufgestellt.

Spätsommers ein Wunschtraum in Erfüllung gegangen: sie waren wie Fische im Wasser, fühlten sich als Teil eines großen Stroms. Sie erhalten durch den Zusammenschluss mit Rechtspopulisten, völkischen Gruppierungen und einem vermeintlich zurecht empörten und/oder verängstigten Teil des Bürgertums genau die gesellschaftliche Akzeptanz, die sie sich immer gewünscht haben. Da sie straff organisiert sind, können sie einen maximalen Einfluss ausüben.

Für Kirchen und Zivilgesellschaft gilt es, die Unterschiede zwischen Neonazismus, Rechtspopulismus und Neuer Rechten zu erforschen. Wo man Neonazis klar an ihren nationalsozialistischen und rassistischen Ideologien und an ihrer hohen Gewaltbereitschaft identifizieren konnte, fällt es heute schwerer, sein Gegenüber zuzuordnen. Heute schwindet die Angst vor sozialer Ächtung immer mehr – menschenverachtendes Gedankengut wird immer „gesellschaftsfähiger“ unter dem Deckmantel der Märtyrer- und Opferrolle. Ideologische Überzeugungen werden nicht mehr so offen nach außen getragen, sondern im Gegenteil häufig verschleiert. Die Herausforderungen sind vielfältiger und komplexer geworden, während die eigene Klarheit im gleichen Maße geschrumpft ist. Aus der Sicherheit im Engagement gegen Rechtsextremismus ist durch Rechtspopulismus und Neue Rechte ein Ringen um die eigene Position geworden.

Als Bayerisches Bündnis für Toleranz sehen wir unsere Aufgabe darin, besonders jetzt ruhig und sachlich zu bleiben. Die Würde des Menschen ist und bleibt unantastbar – im wahren Leben ebenso wie in den sozialen Medien! Diese Grenze muss immer wieder benannt und eingehalten werden.

Keine Kosmetik

Bruder Andreas Knapp ist kein Ordensmann mit klassischer Laufbahn. Er ist auf den ersten Blick nicht einmal als solcher zu erkennen, trägt er doch keinen Habit, der ihn als Anhänger einer bestimmten Gemeinschaft ausweisen würde. Bruder Andreas Knapp gehört der Gemeinschaft der „Kleinen Brüder vom Evangelium“ an. Er wohnt in Leipzig in einer Plattenbausiedlung, mitten unter Menschen, die von Kirche und Glaube kaum etwas wissen, ruhig und unaufgeregt lebt und teilt er seinen Glauben dort, wo Armut und Atheismus der Normalfall sind. In Gemeinde *creativ* spricht er über seinen Alltag, seine Motivation und warum es Reichtum in bitterer Armut geben kann.

Gemeinde *creativ*: Bruder Andreas, Sie haben im Jahr 2000 einen „radikalen Schritt“ getan, haben ihre Tätigkeit als Regens des Priesterseminars in Freiburg beendet und haben sich dem Orden der „Kleinen Brüder vom Evangelium“ angeschlossen – wie kam es zu dieser Entscheidung?

Andreas Knapp: Von außen mag das radikal wirken, für mich aber war es nur der letzte Schritt in einem langen Entscheidungsprozess. Radikal kommt von *radix*, lateinisch die Wurzel – auch ich habe meine eigenen Wurzeln gespürt und bin diesem Weg gefolgt. Ich habe die Gemeinschaft der Kleinen Brüder schon viele Jahre gekannt. Ich hatte während meines Studiums die Bücher von Charles de Foucauld und von Carlo Carretto kennengelernt. Die Spiritualität von Charles de Foucauld hat mich sehr angesprochen. Die Verbundenheit zu dieser Art von Spiritualität hat mich weiter begleitet, auch in den Jahren als Diözesanpriester in Freiburg. Irgendwann war der Zeitpunkt für eine Entscheidung reif und ich habe mich der Gemeinschaft der Kleinen Brüder angeschlossen.

Die Gemeinschaft der „Kleinen Brüder vom Evangelium“ ist nicht so bekannt wie andere Orden. Was fasziniert Sie gerade an dieser Gemeinschaft?

Wir sind eine ganz kleine Gemeinschaft und deswegen ist sie nach wie vor recht unbekannt. Hier in Leipzig sind wir jetzt vier Brüder, die versuchen, wie eine kleine Zelle des Glaubens zusammen zu leben, den Alltag miteinander zu teilen, ein gemeinsames Gebetsleben zu pflegen und auf einen sehr einfachen Lebensstil zu achten. Unsere Gemeinschaft wählt bewusst Orte am Rand der Städte, am Rand der Gesellschaft. Ich lebe hier in einem Plattenbauviertel, wo vorwie-

gend Menschen mit einem schwierigen sozialen Hintergrund wohnen. In den letzten Jahren sind auch viele Geflüchtete in unser Viertel kommen. Gerade an solchen Orten, wo man uns nicht erwartet, wollen wir ein Zeugnis des Glaubens leben.

Bevor Sie wieder nach Deutschland gekommen sind, haben Sie in verschiedenen sozialen Brennpunkten in Paris, Neapel und in Bolivien gearbeitet. Welche Erfahrungen haben Sie dort gemacht?

Ich habe zwei Dinge in Bolivien gelernt: Gastfreundschaft und Teilen. Wir wurden von den armen Menschen dort willkommen geheißen und gut in die Dorfgemeinschaft aufgenommen. In dem Dorf lebten sehr einfache Indiobauern, aber es gab eine große Solidarität untereinander. Anfangs dachten wir, wir kommen und bringen ihnen etwas. Und dann haben wir gemerkt, dass wir viel mehr empfangen. Das war für mich eine ganz wichtige Erfahrung: Reichtum gibt es auch in der Armut. Nicht im materiellen Sinn, aber an Menschlichkeit, an Offenheit, im Teilen und Vertrauen.

Zurück in Deutschland haben Sie sich für das Leben in einer Plattenbausiedlung in Leipzig entschieden. 90 Prozent der Leute dort sind nicht getauft – warum geht ein Ordensmann gerade dort hin?

Charles de Foucauld hatte die Idee, das Evangelium dort zu leben, wo Menschen sind, die die Botschaft Jesu nicht oder kaum kennen. Das ist bis heute eine Grundlinie unserer Spiritualität. Deswegen sind wir hierher gegangen in den Osten Deutschlands, nach Leipzig und hier ganz bewusst in ein Plattenbauviertel, wo viele Menschen mit der Kirche überhaupt nichts zu tun haben, um hier einen

Ort des Gebetes und des Glaubenszeugnisses zu leben.

Wie begegnen Ihnen die Menschen im Viertel?

Am Anfang mussten wir die Erfahrung machen, dass es hier doch viel Anonymität gibt. Es war gar nicht so einfach, in Kontakt zu kommen. Geholfen haben uns dann die kirchlichen Gemeinden. Wir haben hier eine sehr gute Ökumene. Zudem engagieren wir uns in verschiedenen Vereinen und Bürgerbewegungen. Da haben wir viel Offenheit erfahren, auch bei Nichtchristen.

Ihre Entscheidung für dieses Lebensumfeld, wo Christen die Minderheit sind, klingt ganz im Sinne von Papst Franziskus, der immer wieder mahnt „an die Ränder zu gehen“ – müsste die Kirche in diesen Bereichen noch aktiver werden?

Sehr viele Menschen in den Gemeinden folgen schon genau dieser Richtung. Ich denke hier an Nachbarschaftshilfen, Besuchsdienste oder Caritas-Vereine. Andererseits ist das sicherlich eine bleibende Herausforderung. Mit Blick auf unsere Gemeinden und die Frage ihrer Leitung: da wird viel über Strukturen diskutiert. Aber da dürfen wir nicht aus dem Blick verlieren, wo eigentlich unser Platz ist: bei Menschen, die in Not sind.

In einem Interview haben Sie einmal gesagt, dem Deutschen Bundestag würden Sie gerne eine Predigt über die „ökologische Katastrophe“ und die „himmelschreiende Ungerechtigkeit zwischen Arm und Reich“ halten – was würden Sie den Abgeordneten sagen?

Das habe ich ein bisschen locker einfach so dahingesagt. Das ist jetzt auch schon ein paar Jahre her, aber die Themen sind nach wie vor da und nach wie vor drängend.



Bruder Andreas Knapp

(Jahrgang 1958) kehrte einer Karriere innerhalb der Kirche den Rücken und entschied sich für das Leben in der Gemeinschaft der „Kleinen Brüder vom Evangelium“. Die Gemeinschaft in Leipzig, in der Bruder Andreas Knapp mit seinen drei Mitbrüdern lebt, ist die einzige in ganz Deutschland. Weltweit gibt es etwa 80 „Kleine Brüder vom Evangelium“. Ganz im Sinn der drei Leitlinien des Ordens führt Andreas Knapp ein brüderliches Leben in der Gemeinschaft, lebt und arbeitet mitten unter einfachen Menschen und lebt den Glauben im gemeinsamen Gebet. Bewusst hat er sich dafür eine Plattenbausiedlung in Leipzig ausgesucht, einen sozialen Brennpunkt, mit viel fassbarer Armut, menschlichen Krisen und wenig kirchlicher Sozialisation. In seiner Freizeit schreibt er Gedichte. Viele davon sind inzwischen in Gedichtbänden veröffentlicht, so zum Beispiel „Spirituelle Auszeit in der Wüste“ (2018), „Beim Anblick eines Grashalms: Naturgedichte“ (2017) oder „Tiefer als das Meer“ (2009). In „Die letzten Christen: Flucht und Vertreibung aus dem Nahen Osten“ (2016) und „Religion als Sprengstoff?: Was man heute über Islam und Christentum wissen muss“ (2018) beschäftigt er sich mit aktuellen Fragen des Interreligiösen Dialoges.

Thema „Klimawandel“: alle haben unter diesem heißen Sommer heuer gelitten. Der Klimawandel und seine möglichen Folgen sind schon seit Jahrzehnten bekannt, das ist nichts Neues. Aber so richtig an die Wurzel des Übels hat sich bisher niemand gewagt. Das andere beherrschende Thema ist die „Migration“: Warum drängen viele Menschen nach Europa? Weil es in ihrem Heimatländern katastrophale politische Zustände gibt, weil dort eine große wirtschaftliche Ungerechtigkeit herrscht.

Beide Themen haben massiv auch mit unserem Lebensstil zu tun, das wird zu oft vergessen. Wir dürfen hier nicht nur Kosmetik betreiben, wir müssen an die Substanz gehen. In einer begrenzten Welt kann man nicht unbegrenzt das Wachstum propagieren. Mit diesen Botschaften lässt sich aber nur schlecht Wahlkampf betreiben, weil man Wähler vergraulen könnte, wenn man sagt: „Wir müssen ein Stück zurück von unserem hohen Lebensniveau, weil das unser Planet nicht aushält, dass alle Menschen so viel Energie und Ressourcen verbrauchen und so viel konsumieren wie ein Durchschnittseuropäer.“

Müssen wir uns als Christen hier besonders engagieren?

Da kommt doch genau unsere christliche Grundbotschaft zum Zug, wir kennen Verzicht und Fasten. Und wenn wir das einbringen können, dass wir sagen, wir können einfacher leben und trotzdem glücklich

sein, weil wir noch auf eine andere Hoffnung bauen und nicht nur auf materielle Erfüllung. Das wäre eine wichtige Botschaft, die wir als Christen vorleben können.

Das klingt jetzt sehr nach Laudato si'...

Sehr gerne habe ich das aufgenommen, was der Papst in seiner Enzyklika geschrieben hat, weil es für mich genau die großen Themen unserer Zeit sind: die Gerechtigkeit, das Teilen mit den Armen, der Blick auf die nächsten Generationen und die Frage, wie wir unseren Planeten behandeln. Ich fand es sehr schön, dass er auf Franziskus und den Sonnengesang zurückgegriffen hat. Das ist auch eine ganz wichtige Wurzel für unsere Spiritualität, die mit Franz von Assisi sehr verbunden ist.

Arbeit gehört auch zu den Säulen ihrer Gemeinschaft. Sie selbst packen mit an, als Saisonarbeiter oder Packer am Fließband in einer Versandfirma – wie sieht ihr Alltag aus?

Wir versuchen, einer einfachen Arbeit nachzugehen. Ein Mitbruder arbeitet als Betreuer bei Behinderten, ein anderer holt und bringt Menschen ins Krankenhaus. Ich habe jetzt zehn Jahre als Packer am Fließband verbracht. Derzeit ist mein Schwerpunkt der Besuchsdienst im Gefängnis und bei Flüchtlingen hier im Viertel. Wir versuchen jeden Tag mit einem gemeinsamen Gebet zu beginnen. Für uns ist auch wichtig, dass jeder jeden Tag eine Stunde stille Zeit für sich hat zur Meditation

oder Anbetung. Ich mache das gerne morgens, wenn es noch ganz still ist. Dann gehen wir zur Arbeit, am Abend kochen wir zusammen und essen gemeinsam. Dann ist Feier der Eucharistie.

Ihre freie Zeit nutzen Sie zum Schreiben – wie kam es dazu und können Sie uns etwas über ihre aktuellen Projekte sagen?

Ich habe immer gerne Literatur gelesen, vor allem Gedichte und moderne Lyrik. Irgendwann habe ich angefangen, selbst zu schreiben. Das hat guten Zuspruch gefunden, so dass ich in der Zwischenzeit eine Reihe von Gedichtbänden veröffentlichen konnte. Ich versuche darin meinen Glauben und meine Beziehung zu Gott zum Ausdruck zu bringen. Daneben habe ich auch über meine Erfahrungen mit den vertriebenen Christen aus dem Orient geschrieben und über den Dialog mit dem Islam.

Was treibt Sie persönlich an weiterzumachen?

Zum einen ist es die tiefe Überzeugung, dass Gott mich kennt, dass er mich begleitet, dass er auch um meine Krisen und Brüche weiß und dass er mir die Treue hält. Das ist ein Fundament, das mich ermutigt weiterzugehen. Ganz konkret ist es aber auch die Erfahrung unserer Gemeinschaft. Da spüre ich auch immer wieder, dass meine Mitbrüder oder unsere Freunde mich mittragen.

Das Interview führte Alexandra Hofstätter.

War Jesus radikal?

„Ich bin nicht gekommen, um Frieden zu bringen, sondern das Schwert!“

Hat Jesus das wirklich gesagt? Wer den biblischen Vers aus Mt 10,34 liest, muss irritiert sein. Fordert Jesus nicht gleichzeitig: Liebt eure Feinde und haltet auch die andere Wange hin? (vgl. Mt 5,39; Lk 6,29) Wie passen diese so unterschiedlichen Facetten zusammen? Hat er sich im Lauf seines Lebens radikalisiert, bis er mit knapp dreißig Jahren als Staatsfeind hingerichtet wird? Er ist diesem Tod nicht ausgewichen. Das ist sicher eine radikale Haltung. Wie radikal war Jesus während seines kurzen Lebens?



FOTO: NITO / ADOBE STOCK

Jesus ist seinem Tod am Kreuz nicht ausgewichen, fordert Petrus stattdessen im Angesicht seiner Festnahme auf, sein Schwert wegzustecken. Jesu geht seinen Weg, entschieden und radikal bis zum Ende.

Von Katrin Brockmüller

Direktorin Katholisches Bibelwerk
Stuttgart

Im Blick auf das ganze Leben Jesu zeigen sich überraschend viele „radikale Aspekte“. Schon bei den Erzählungen über seine Geburt und Zeugung fängt das an. Denn zwei von vier Evangelien erzählen so gut wie nichts von den menschlichen Anfängen Jesu, sondern springen schnell in die Zeit des erwachsenen Jesus (vgl. Markus und Johannes). Die beiden anderen Evangelien (Lukas und Matthäus) erzählen von Zeugung, Geburt und Kindheit. Das tun sie allerdings so unterschiedlich, dass die Texte als li-

terarische und vor allem theologische Bildungen und nicht als historische Zeugnisse gelesen werden müssen. Einig sind sich diese beiden Erzählungen aber in der geistgewirkten Zeugung Jesu. Tatsächlich ist diese Vorstellung von der Geburt durch die Jungfrau Maria wohl der radikalste Ausdruck, um einen Menschen ganz von Gott her zu deuten.

Unabhängig davon, was man von der Geburt und der Kindheit Jesu historisch sagen kann, an einem Punkt ist sich die Forschung einig: Der erwachsene Jesus hat sich nicht nur eng mit seinem Vater verbunden gefühlt, sondern er war davon überzeugt, dass mit ihm, in seiner Person,

das Reich Gottes nahe gekommen ist. „Wenn ich aber die Dämonen durch den Finger Gottes austreibe, dann ist doch das Reich Gottes schon zu euch gekommen“ (Lk 11,20). Das ist einer der wenigen Sätze, die allgemein auf den historischen Jesus zurückgeführt werden. Der Neutestamentler Rudolf Hoppe hat das so ausgedrückt: Himmlische und irdische Realität kommen in der Person Jesu als Heils- erfahrung zusammen.

DER RADIKALSTE KONFLIKT: GOTT ODER SATAN?

Nicht nur Jesus, sondern auch seine Zeitgenossen gehen von einem grundsätzlich dualistischen Weltbild aus. Neben der guten Macht Gottes gibt es chaotische, dämonische und lebensfeindliche Mächte. Die Welt steht vor einer Art „endzeitlichem Entscheidungskampf“ und wird danach die endgültige Durchsetzung von Gottes Herrschaft in einer „neuen Erde und einem neuen Himmel“ erleben. Diese grundsätzlich apokalyptische Weltsicht spiegeln auch die Evangelien: Wenn Jesus auf dem See oder besser auf dem galiläischen Meer mit göttlichem Wort den Kräften von Wind und Wellen Einhalt gebietet, dann zeigt sich seine Herrschaft über die Chaosmacht des Todes (vgl. Mk 4,15-41 par.). Wenn die Dämonen ins Meer stürzen, kehren sie also genau dahin zurück, wo sie hingehören (Mk 5,1-20 par.). Wenn die Dämonen wissen, wer Jesus ist, wenn Jesus Tote erweckt und schließlich selbst von Gott

zum Leben erweckt wird, dann zeigt sich darin: Gott hat die Todesmächte besiegt. Zur neuen Erde und dem neuen Himmel gehört dann folgerichtig nach Offb 21,1 auch kein Meer mehr.

Vielleicht ist das alles nicht ganz kompatibel mit unserer heutigen Weltsicht. Dennoch: Jesus stellt sich mit seiner Botschaft und seinem Wirken mitten in den grundlegendsten Konflikt der Welt. Er ist der Held, der mit Gott gegen den Satan kämpft, ganz auf der Seite des Guten, auf jeden Fall für das Leben. Radikaler und grundlegender geht es nicht.

RADIKALE FEINDESLIEBE

Aus diesem Grundkonflikt lässt sich auch die Forderung nach der Feindesliebe neu beleuchten: Ganz auf der Seite Gottes zu stehen, heißt auch: Gott wird sich durchsetzen. Alle Bosheit und Gegnerschaft ist letztlich ein Aufbäumen des Dämonischen in der Welt. Das kann nur grundsätzlich – radikal von der Wurzel her – besiegt werden. Ein sich Einlassen auf einen Austausch von Aggressionen würde nur die Gegenkraft stärken und Gottes Sieg verzögern oder es wäre ein sinnloser Kampf gegen schon Besiegte. Deshalb befiehlt Jesus bei seiner Verhaftung dem Petrus: Steck dein Schwert in die Scheide! (Mt 26,52 par.) Aus diesem Grund fordert Jesus beim letzten Abendmahl nach Joh 13,27 Judas direkt dazu auf, seine Tat zu vollbringen. Judas ist letztlich ein Werkzeug in Gottes Hand, ein Auslöser, um die Welt endgültig zu erlösen.

RADIKAL SOZIAL

Ein weiterer Bereich, in dem alle Evangelien einig sind und doch unterschiedliche Nuancen finden, sind Fragen nach sozialem Status, nach Macht und Herrschaftsverhältnissen. Ganz offensichtlich lebten die ersten Christen in einer Art egalitären Gemeinschaft – das war zumindest das Ideal, an das schon Paulus immer mal erinnern musste (vgl. 1 Kor 11,17-34). Alle erfüllt die Hoffnung: „Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht männlich und weiblich; denn ihr seid einer in Christus Jesus.“ (Gal 3,27-28).

Die Evangelien treiben diese Egalität noch auf die Spitze (vgl. Mk 10,13-16 par.): „Wenn ihr nicht werdet wie



ILLUSTRATION: RUSKPP / ADOBE STOCK

Jesus wirft Händler und Geldwechsler aus dem Tempel in Jerusalem – seine schroffe und kompromisslose Art mag den Leser manchmal überraschen. Seine radikalen Entscheidungen machen deutlich: Jeder im Leben muss Entscheidungen treffen, das geht nicht immer ohne Konflikt.

die Kinder ...!“ Diejenigen, die noch nichts vorzuweisen haben, die abhängig sind von anderen, die Hilfe, Schutz, Ernährung und Erziehung benötigen, gerade die werden zum Vorbild.

RADIKAL MENSCHLICH

Da Jesus in allem Gottes Geschenk für die Menschen erkennt, interpretiert er auch die Gebote der Tora entsprechend. Der Sabbat ist für den Menschen da, nicht umgekehrt (vgl. Mk 2,27). Die Frage nach den Ehepartnern im Himmel beantwortet er einfach mit deren engelhaftem – eben nicht mehr irdischen – Dasein (Mk 12,18-27 par.). Die gesamte religiöse Tradition steht für Jesus unter der Forderung der Menschlichkeit: im Zweifel lieber Barmherzigkeit als Opfer (vgl. Mt 9,13 in Aufnahme von Hos 6,6), lieber Zuwendung als Gottesdienst – so würde Jesus argumentieren.

Jesus fastet, er betet nächtelang, er ist mit seinen Freunden unterwegs, er berührt und er diskutiert, er trinkt und isst, er weint und jubelt. Er war radikal menschlich – und genau darin göttlich.

RADIKALE ENTSCHEIDUNGEN

Häufig irritiert die kompromisslose Haltung, die Jesus in vielen Situationen zeigt. Er geht schonungslos gegen seine Gegner vor: „Ihr getünchten Gräber, ... ihr Nattern, ihr Schlangenbrut“ (Mt 23,33). Und meis-

tens überlesen wir gern seine schonungslose Kritik am Reichtum (Mk 10,25 par). Wir haben uns gewöhnt an seine Aktion der Tempelreinigung (vgl. Mk 11,15-19 par.), an seine schroffe Antwort in Mt 8,22: „Lass die Toten ihre Toten begraben!“ und ebenso an seinen harschen Umgang mit seiner Familie (Mk 3,31-35). In seinem Urteil ist Jesus kompromisslos. So wird vielleicht auch die Rede vom Schwert (vgl. Mt 10,34) verständlich. Man muss sich entscheiden und das kann Konflikte provozieren. Ja, wer immer sich biblisch inspiriert zur Nachfolge entscheidet, könnte eintreten in eine radikal neue Weltsicht. Eine Weltsicht, die Gottes heilsame Nähe glaubt, sieht und lebt. Eine Lebensgemeinschaft, in der die bisherigen Regeln und Werte nicht mehr gelten. Das funktioniert vielleicht nur im Kontext einer wirklichen Naherwartung des Gottesreiches. Spätestens seit der zweiten Generation müssen wir uns als Christen mit der Verzögerung des Gottesreiches oder zumindest dessen scheinbaren Unsichtbarkeit angesichts der Realitäten der Welt auseinandersetzen. Wir leben in der Spannung von schon und noch nicht der göttlichen Wirklichkeit. Wir leben im Bewusstsein der Erlösung und erleben uns doch (noch) nicht heil. Radikal im Sinne Jesu wäre, sich jederzeit als erlöst, geliebt, gewollt, berufen wahrzunehmen. So glauben zu können, würde sicher manches (im) Leben verändern.

Wenn die Demokratie in Gefahr ist



FOTO: FOTOMEK / ADOBE STOCK

Kompetenzzentren helfen mit Argumentationstraining gegen Stammtischparolen

Rechtsextreme Ansichten kommen nicht nur bei Demonstrationen oder in politischen Debatten zum Vorschein, auch im Alltag macht sich vielfältiger Rechtspopulismus und Rechtsextremismus bemerkbar. Nicht selten ist die Menschenwürde in Gefahr. Aufgrund neuer rechter Bewegungen verstärken die bayerischen Bischöfe den Einsatz für gesellschaftliche Teilhabe und Demokratie. Im April 2018 wurde das Kompetenzzentrum für Demokratie und Menschenwürde mit den zwei Standorten in Freising und Nürnberg ins Leben gerufen und gemeinsam von Claudia Pfrang, Direktorin der Stiftung Bildungszentrum, und Siegfried Grillmeyer, Direktor der Akademie Caritas-Pirckheimer-Haus, vorgestellt.

Von Muhadj Adnan

Freie Journalistin

Schon immer bestand die Notwendigkeit, politische Bildung zu verorten und ihr ein „Zuhause“ zu verschaffen. Aus diesem Grund wurden an den bereits bestehenden Bildungseinrichtungen im Norden Bayerns (Caritas-Pirckheimer-Haus) und im Süden (Kardinal-Döpfner-Haus) die Kompetenzzentren für Demokratiearbeit gegründet, wo politische Bildung eine „Heimat“ haben und in die Regionen „hineinstrahlen“ soll – eine bayernweite Bestätigung für politisches und gesellschaftliches Engagement. Beide Zentren engagieren sich zwar schon seit Jahren in der politischen Bildung, wollen aber nun das Angebot verstärken. Das Motto der

beiden Zentren lautet dabei: „Bei uns haben menschenverachtende Parolen keinen Platz“. Insgesamt werden dem Nürnberger Caritas-Pirckheimer-Haus (cph) und dem Freisinger Kardinal-Döpfner-Haus für zwei Jahre 200.000 Euro Projektmittel zur Verfügung gestellt. Damit sollen die beiden Bildungszentren bis Anfang 2020 zusätzliche Programme und Aktivitäten entwickeln.

VERANSTALTEN – VERNETZEN – VERMITTELN

Schon vor der offiziellen Ernennung der Kompetenzzentren waren viele der Angebote gerade in Nürnberg feste Bestandteile im Programm. „All diese Aufgaben sind nichts Neues und wir fangen nicht bei null an, da wir uns schon seit Langem mit diesen

Themen und Problemen beschäftigen“, erklärt Siegfried Grillmeyer. Hierzu zählen unter anderem Angebote zum interkulturellen Lernen und zu Menschenrechten, die sowohl für Erwachsene als auch für Jugendliche angeboten wurden. „Als katholische Akademie müssen wir uns für das Gemeinwohl einsetzen“, betont er. Neben dem angemessenen Umgang mit Konflikten sei auch das „Lernen“ von Demokratie von großer Bedeutung.

Die Kompetenzzentren beteiligen sich zurzeit auch am Projekt „Den Menschen im Blick“ der Ludwig-Maximilians-Universität München (LMU). Dabei soll die Vielfalt der deutschen Gesellschaft als Chance begriffen werden und ein freies, sicheres Leben ermöglichen. Mithilfe



Kleine Plakette, große Wirkung: Das Caritas-Pirckheimer-Haus in Nürnberg und das Kardinal-Döpfner-Haus in Freising sind seit 2018 Kompetenzzentren für Demokratie und Menschenwürde. Claudia Pfrang und Siegfried Grillmeyer entwickeln in ihren Häusern das Programm in diese Richtung weiter.

von professionellen Schulungen soll Diskriminierung und Rassismus in Beruf und Alltag entgegengewirkt werden. Zur Zielgruppe gehören vor allem staatliche, zivilgesellschaftliche und kirchliche Institutionen sowie Multiplikatoren.

Einen weiteren Fokus legen die Demokratiezentren auf die Vernetzung von katholischen Institutionen, Einrichtungen, Gremien, Schulen, Pfarreien sowie Diözesen, die rechtsextremen, rassistischen und menschenverachtenden Tendenzen in Kirche und Gesellschaft entgegenzutreten. „Die Vernetzung ist kirchenintern wichtig, aber auch eine Vernetzung mit der Öffentlichkeit soll erreicht werden“, sagt Claudia Pfrang. Beide Kompetenzzentren sehen sich als Teil der Bildungs- und Zivilgesellschaft.

Treten bestimmte Vorfälle auf oder werden Beratungen von Einrichtungen und Gruppen benötigt, ist es ebenso die Aufgabe der Kom-

petenzzentren, in solchen Fällen zu unterstützen und eventuell auch kompetente Experten weiterzuvermitteln.

Die Nachfrage von katholischen Einrichtungen und Gruppen nach Unterstützung gegen Rechtspopulismus und Rechtsextremismus hat in den vergangenen Jahren zugenommen. Hier helfen die Kompetenzzentren mit Argumentationstrainings gegen Stammtischpa-

rollen und Ratschlägen für den Umgang mit sozialen Netzwerken. „Bei solchen Themen ist es besonders wichtig, reflektiert und sensibel zu sein“, sagt Claudia Pfrang. In Südbayern ist aktuell ein Projekt zur Förderung digitaler Zivilcourage geplant. Hierzu zählt beispielsweise der Umgang mit Falschaussagen in Sozialen Medien.

SENSIBILISIEREN UND BEWUSSTSEIN SCHAFFEN

Durch vielfältige Schulungen und Seminare soll unter anderem Bewusstsein geschaffen und gestärkt sowie die Teilnehmenden für diese Themen sensibilisiert werden. Besonders die Reaktionsfähigkeit gegenüber Rassismus und anderen Formen gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit soll gefördert werden. „Unser derzeitiges Ziel ist es, in diesem Bereich neue Konzepte zu entwickeln, neue Zielgruppen zu erreichen und Menschen zu befähigen, sich poli-

tisch zu engagieren“, erklärt Siegfried Grillmeyer. Mithilfe von Öffentlichkeitsarbeit und Kampagnen soll auch die Gesellschaft sensibilisiert und angesprochen werden und sich mit diesen immer wichtiger werdenden Themen auseinandersetzen.

Begegnet man jemandem mit einer rechtsextremen Ansicht, wissen viele Menschen nicht, ob oder wie sie sich auf ein Gespräch einlassen sollen. Wie reagieren kirchliche Gemeinden in solchen Situationen? Beide Direktoren der Kompetenzzentren haben eine klare Meinung zum Umgang mit rechtsextremen und populistischen Parolen und Äußerungen: „Besonders bei den jetzigen Herausforderungen ist es wichtig, Brücken zu den Andersdenkenden zu bauen und bei inakzeptablem Verhalten Grenzen zu setzen“, betont Siegfried Grillmeyer. Auch im Pfarrgemeinderat sei es relevant, auf Grenzüberschreitungen aufmerksam zu machen und „rote Linien“ zu markieren.

Dabei soll der Dialog nicht abgebrochen werden – stattdessen soll klar und deutlich kommuniziert werden. „Abhängig von der jeweiligen Situation ist es sinnvoll, während der Diskussion auf eine sachliche Ebene zurückzugehen und nicht zu sehr von Emotionen gefangen zu sein“, fügt Claudia Pfrang hinzu. Für sie spielt eine deutliche und rationale Argumentation eine große Rolle. „Da es sich bei populistischen Aussagen meist um vage Aussagen handelt, sollte man den Gesprächspartner auffordern, konkret zu werden“, erklärt sie. Zudem solle man sich innerhalb einer Diskussion Verbündete suchen, wenn man selbst mit der Situation überfordert ist.



Gerne geben Claudia Pfrang und Siegfried Grillmeyer Hilfesuchenden in Pfarrgemeinden den Ratgeber *Was tun gegen ,rechts!?'* an die Hand. Die handliche Publikation bietet Empfehlungen für den Umgang mit Rechtsextremismus und Rechtspopulismus in Kirche und Gesellschaft. Das Buch vermittelt Grundkenntnisse, möchte Aufmerksamkeit schaffen für die Problemstellungen und Herausforderungen in diesem Bereich und macht

deutlich, warum eine „klare Kante“ gegen ausgrenzende Haltungen aus christlicher Sicht unabdingbar ist. Zudem nennt es Ansprechpartner und Anlaufstellen und gibt konkrete Empfehlungen für die Praxis. Es wird unter anderem den Fragen „Was sind Ursachen und Erscheinungsformen rechter Strömungen?“, „Wie können mögliche Handlungsoptionen aussehen?“ und „Welche konkreten Maßnahmen gibt es?“ nachgegangen.

Als der Hubschrauber brannte

Ernst Freier rettete ein kleines Kind unter Einsatz seines eigenen Lebens

Eine volle Stunde dauerte es, das Mädchen wiederzubeleben. „Es war beim Überqueren der Straße von einem Auto erfasst worden“, berichtet Ernst Freier. Schließlich zirkulierte das Blut wieder. Rasch wurde das Kind in den Hubschrauber gebracht. Der stieg auf – und blieb mit dem Heckrotor an der Autobahnbrücke hängen. Mit Mühe und Not schaffte es der Pilot, zu landen. Alles sprang aus dem Flieger. „Das Kind!“, schrie Freier. „Wir müssen das Kind rausholen!“

Von Pat Christ

Freie Journalistin

20 Jahre ist diese Geschichte her. Doch das Chaos, den Schock und die emotionalen Turbulenzen dieses Einsatzes wird der 61-jährige Rettungsassistent von den Würzburger Maltesern nie vergessen. Beherzt eilte er zusammen mit dem Notarzt zum Hubschrauber zurück. Der brannte inzwischen. Jederzeit würde er explodieren können. Nachdem bei der Landung eine Kufe gebrochen war, hing das Fluggerät schräg auf der Seite: „Der Eingang befand sich dadurch in zwei Metern Höhe.“ Freier hielt den Arzt. Der robbte ins Innere. Behutsam hoben die beiden das sechsjährige Kind heraus. Und brachten es in Sicherheit.

Ernst Freier stieg 1972 ehrenamtlich in den Rettungsdienst ein. Seit 1974 rettet er hauptamtlich Leben. Gefahr gehört für ihn zum Alltag: „Du weißt nie, ob sie dir wirklich den Weg freimachen, wenn du mit Blaulicht zum Einsatz fährst.“ Jeder Tag birgt Risiken. Doch niemals war der Einsatz so lebensgefährlich gewesen wie im Fall des sechsjährigen Mädchens, das aus einem brennenden Hubschrauber gerettet werden musste.

Nach diesem Einsatz war Freier mit den Nerven am Ende: „Mir zitterten die Knie.“ Für einen weiteren Schock sorgte wenig später die Nachricht, dass das Kind gestorben war. Das Rettungsteam setzte sich zusammen: „Haben wir das verschuldet?“ Der Fall, erzählt Freier, wurde akribisch untersucht. Mit dem Ergebnis: Das Kind hatte von Anfang an keine Chance gehabt. Der Hubschrauberabsturz hatte seinen Tod nicht verursacht. Dass das Fluggerät abgestürzt



FOTO: PAT CHRIST

Ernst Freier riskierte vor 20 Jahren sein eigenes Leben, um ein sechsjähriges Mädchen aus einem brennenden Hubschrauber zu retten.

war, war wiederum auf eine Verkettung unglücklicher Umstände zurückzuführen. „Wir mussten damals an einer sehr ungünstigen Stelle landen“, erinnert sich Freier. Beim Aufstieg wurde viel Staub aufgewirbelt. So kam es dazu, dass der Heckrotor die Brücke streifte.

Auch wenn das Erlebte Freier immens belastete: Er würde immer wieder so handeln, sagt er. Wieder würde er zum brennenden Hubschrauber rennen, wenn ein Mensch darin auf Hilfe wartet. Wieder würde er sein Leben aufs Spiel setzen, um diesen Menschen zu retten. Dafür hat er sich vor mehr als 40 Jahren entschieden. Und dahinter steht auch seine Familie. „Sie würde mich nie abhalten“, so der vierfache Vater.

Nur Menschen in Freiers näherem Umfeld wissen, was er vor 20 Jahren erlebt hat: „Ich gehe mit dieser Geschichte nicht hausieren.“ Erzählt er ausnahmsweise davon, dann nur, um wachzurütteln. Denn wie sehr die Bereitschaft der Menschen sinkt, anderen zu helfen, erschüttert den Rettungsassistenten: „Ich erlebe bei

meinen Einsätzen in den vergangenen Jahren leider eine regelrechte Verrohung.“

Freier erwartet von niemandem Heldentaten. Schon gar nicht von Menschen, die, anders als er, nicht über das Handwerkszeug professioneller Helfer verfügen. Die also zum Beispiel unsicher sind, was Erste Hilfe angeht. Unfassbar ist für ihn allerdings, dass es Menschen gibt, die sich an der Not anderer weiden. „Sie sehen einen Unfall und zücken das Handy, um möglichst krasse Bilder aufzunehmen“, schildert er. Die stellen sie sogar in soziale Netzwerke ein. Wo sie sich als „Helden“ und „tolle Hechte“ feiern lassen.

Zum Glück, sagt Freier, gibt es noch viele Männer und Frauen, die genau das tun würden, was er vor 20 Jahren getan hat. „Wir bei den Würzburger Maltesern haben keinen Personalmangel im Rettungsdienst“, sagt er. Weder bei den Hauptamtlichen noch bei den Ehrenamtlichen. 200 Freiwillige absolvieren derzeit Einsätze. Und retten Menschenleben in oft heiklen Situationen.



Schwester Gundegard Deinzer kümmert sich um die Bibliothek im Mutterhaus der Kongregation.

„Ich würde es heute wieder tun“

Schwester Gundegard Deinzer entschied sich mit 15 Jahren für ein Klosterleben

Von Pat Christ

Freie Journalistin

Dass es ihr der liebe Gott leicht gemacht hätte, kann man nicht gerade behaupten. Bandscheibenoperationen, Herzrhythmusstörungen, ein Schlaganfall – Schwester Gundegard Deinzer hat viel mitgemacht in ihrem 85-jährigen Leben. Andererseits: Ohne körperliche Leiden hätte sie vermutlich nie ins Kloster gefunden. Stand am Beginn ihrer Entscheidung, Ordensfrau zu werden, doch ein Abszess im Hals: „Der ausgerechnet auftrat, nachdem ich wenige Tage zuvor den Blasiussegen erhalten hatte.“ Heute kann sie darüber lachen. Damals war die Situation sehr ernst.

Sie war 13 Jahre alt. Es war kurz nach dem Krieg, der junge Arzt, der sie behandelte, hatte noch nie einen Halsabszess entfernt. Die Narben sind noch heute sichtbar. Erst nach 16 Tagen durfte sie das Krankenhaus wieder verlassen.

Trotz Angst und Banges, die Kliniktage blieben ihr in eindrucksvoller Erinnerung. In dieser Zeit hat sie Erlöserschwestern kennengelernt. In ihrer Heimat Schneeberg fand bald darauf eine Volksmission statt. Die Predigten dort machten tiefen Ein-

druck auf das junge Mädchen. In ihr reifte der Entschluss, in ein Kloster einzutreten.

Im April 1948, kurz nach ihrem 15. Geburtstag, kam sie ins Noviziatshaus der Erlöserschwestern in Bad Kissingen. „Ich war der Benjamin“, schmunzelt sie. Sich so jung für ein Klosterleben zu entscheiden, war schon damals radikal. Und damals, vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil, ging es im Kloster noch strenger zu als heute, erinnert sich Schwester Gundegard Deinzer. Sie musste lernen, dass sich junge Menschen nicht im Überschwang zu umarmen hatten: „Wir sollten distanziert miteinander umgehen.“ Solcherart Kritik seitens der Kandidatenmeisterin musste kniend entgegengenommen werden.

Den Gehorsam zu akzeptieren war nicht immer leicht. Doch für Schwester Gundegard gab es keine Alternative. 1956, da war sie bereits Fachlehrerin für Handarbeit und Hauswirtschaft, kam sie ins Mutterhaus nach Würzburg und wurde eingekleidet. Im Oktober 1962 legte sie das Ewige Gelübde ab. Beruflich führte ihr Weg zunächst ins Jugendhaus Volkersberg, wo sie mehr als acht Jahre lang als Bildungsreferentin tätig war.

Doch auch Schwester Gundegard blieb nicht von Glaubenszweifeln verschont. „Fast jeder erlebt einmal eine Krise“, weiß sie heute. Sie selbst rang Ende der 1960er mit sich und ihrem Glauben. Die biblische Figur des Abraham half ihr in dieser Situation. Intensiv setzte sie sich damit auseinander, dass Abraham einfach loszog, ohne zu wissen, was werden würde. Dieses Bild gab ihr neue Kraft. „Durch diese Krise habe ich erst gelernt, was Glauben bedeutet“, sagt die 85-Jährige.

Der Wunsch, eine eigene Familie zu haben, irritierte ihren Lebensweg hingegen nie. „Unsere klösterliche Gemeinschaft ist meine Familie“, sagt Schwester Gundegard. Die allerdings schrumpft. So musste die Ordensfrau 2015 das vor 129 Jahren gegründete Kloster „Maria Schnee“ in Lültsfeld bei Schweinfurt auflösen. Seither arbeitet sie in der Bibliothek des Mutterhauses in Würzburg, wo noch 60 Ordensfrauen leben. Keine ist jünger als 70.

Die Frage, warum sich heute kaum jemand mehr für ein Klosterleben entscheiden will, beschäftigt Schwester Gundegard sehr. Doch sie verfällt nicht in Pessimismus. „Gottes Wege sind unergründlich“, meint sie. Und betet dafür, dass weiterhin der eine oder andere zu seiner geistlichen Berufung findet. Sie selbst würde sich wieder für ihren Weg entscheiden. Mit aller Radikalität: „Halbe Sachen habe ich noch nie gemacht.“



Schwester Gundegard Deinzer, hier in einem der Höfe des Mutterhauses, liebt Blumen.

FOTOS: PAT CHRIST

Nicht mehr geben, sondern weniger nehmen

Wir kaufen ein und werfen weg – was zu viel war, was nicht mehr gefällt oder was das Haltbarkeitsdatum überschritten hat. In anderen Teilen der Welt fehlt es vielen Menschen am Nötigsten zu leben, sie wären froh über das, was hierzulande in der Tonne landet. Doch auch im scheinbar reichen Bayern gibt es Menschen, die arm sind und Hunger leiden – oder einfach aus der Not eine Tugend machen und einsammeln, was andere wegwerfen. Unsere Autorin hat sich mit „Müllfischern“ auf ihren nächtlichen Streifzug von Container zu Container gemacht.

Von Sarah Weiß

Freie Journalistin

Mülltonnen hatten bisher für mich keinen besonderen Charme. Nicht, dass ich besonders steril aufgewachsen wäre, aber es ist in meiner Familie einfach nicht üblich, im Abfall anderer Leute zu wühlen. Als ich bis über den Ellenbogen in der Tonne stecke, ändern sich meine Ansichten diesbezüglich radikal: Das hier ist keine stinkende, modernde Biotonne mit verfaulten Salatköpfen und schimm-

„
Echte Qualität bekommen wir dauerhaft nur gegen faire Bezahlung und gesellschaftliche Empathie für Erzeuger, Bäuerinnen, Bäcker, Tierzüchterinnen, Händler.“

ligen Äpfeln, sondern das reinste Schlaraffenland: in Plastik verschweißte Bio-Tomaten, Avocados, die den perfekten Reifegrad haben, um sie sofort zu essen, Spargel, Gurken, Radieschen, Blumenkohl, Erd-

beeren, Heidelbeeren, Milch vor dem Ablaufdatum. Der in Plastik gehüllte Strauß Blumen kommt auch in den Rucksack, genauso wie die Packung Schokokekse für die Nachspeise. Eine wunderbare Ausbeute, weiter geht's zur nächsten Tonne. Wir klettern über Mauern, öffnen Mülltonnenhäuschen und erkunden Hinterhöfe, um von dem, was andere wegwerfen, das mitzunehmen, was noch lange nicht auf den Müll muss – und das ist viel.

Von dem, was weggeworfen wird, kann man mit etwas Kreativität gut und günstig auskommen. Man muss den Speiseplan nur andersrum angehen: Es stellt sich nicht die Frage, was ich kaufen muss, um das zu kochen, worauf ich gerade Lust habe, sondern was ich aus den Dingen kochen kann, die ich gerade gefunden habe. Im Winter muss man dafür auch vor eingeschweißtem Fleisch nicht Halt machen. Denn was bei Minusgraden zwei Tage in der Tonne in der Kälte gestanden hat, ist genauso gut gelagert worden wie in der heimischen Tiefkühltruhe. Eine Kollegin schätzt die Summe ihrer „containerten“ Le-

bensmittel, also der Lebensmittel, die sie aus dem Abfall holt, auf monatlich ungefähr 400 Euro. An der Tonne kann sie sich auch Dinge gönnen, die sie sich an der Kasse nicht leisten könnte.

„
Wenn Milch billiger ist als Mineralwasser und Leberwurst billiger als Hundefutter, dann ist ein Lebensmittelsystem aus den Fugen geraten.“

Und wenn sie das nicht isst, landet es auf der Deponie – das schlechte Gewissen hält sich also in Grenzen. Trotzdem ist das, was wir hier machen, wenn wir uns an den Mülltonnen bedienen, verboten und strafbar. Daher versteht meine Kollegin, die ihren Namen deshalb nicht genannt haben will, ihre abendlichen Tonnentouren vor allem als politischen Aktivismus: Den Schaden begrenzen, den unser kaputtes System anrichtet, das nur an einer Produktionssteigerung interessiert ist, aber nicht an Fairness und Qualität und dadurch derartig perverse Auswüchse zustande bringt wie diese Mülltonnen voller genießbarer Nahrungsmittel, die in anderen Teilen der Welt so dringend gebraucht würden, weil Kinder und Erwachsene auch im Jahr 2018 noch Hunger leiden müssen.

Wer sich umschaute, wird aber feststellen, dass wir nicht nur mit Lebensmitteln alles andere als wertschätzend umgehen. Wir tun es auch nicht mit anderen Rohstoffen. Das neue Smartphone, die trendige Klei-



FOTOS: SARAH WEISS

Repair Cafés liegen im Trend: Dort wird wieder flott gemacht, was geht: Uhren, Küchen- und Haushaltsgeräte, Elektrogeräte und was sonst leicht einmal kaputt geht.

derung, das schicke Auto – sie alle verbrauchen Ressourcen, bei denen wir viel zu gerne vergessen, dass sie endlich und einzigartig sind. Trotzdem landet das Handy nach zwei Jahren gerne auf dem Müll, obwohl es noch gut funktioniert, weil es von einer neuen Generation abgelöst wird.

Walter Ulbrich, der sich seit mehr als 20 Jahren für Misereor engagiert, beschäftigt sich schon lange mit den Gründen für unsere Wegwerfgesellschaft. „Warum die Leute so unfähig sind, nur das zu kaufen, was sie wirklich brauchen? Weil sie gestresst sind.“ Für Ulbrich befindet sich unsere Gesellschaft in einer Abwärts-spirale: Weil uns die Werbung und unser Umfeld vorgaukeln, immer mehr Dinge zu brauchen, müssen wir mehr arbeiten, um sie uns leisten zu können. Dadurch haben wir immer weniger Zeit, um Dinge zu reparieren oder abzuwägen, ob eine Neuanschaffung wirklich Sinn macht, kaufen unüberlegt Neues ein und werfen Dinge weg, die noch lange nicht ausgedient haben müssten. Wir hecheln dem Ziel hinterher, das uns unsere falsche Wirtschafts-ideologie vorgibt: Wachstum. „Ich bin erst wer, wenn ich mir was leisten kann“, sagt Walter Ulbrich. „Durch dieses Hetzen haben wir keine Ruhe, uns zu überlegen: Was gönnen wir uns, das uns wirklich gut tut?“

Essen ist politisch: Mit Messer und Gabel stimmen wir dreimal täglich auch ein wenig über die Zukunft der Welt ab.

Und nicht nur uns, sondern auch den Menschen, die in die Produktion dieser Konsumgüter involviert sind und auf deren Kosten wir unseren Wohlstand bauen. Die ganze Weltwirtschaft laufe unfair, gesunde Kreisläufe würden durch die Globalisierung vollkommen verrückt, sagt Ulbrich. „Recycling funktioniert in vielen Bereichen, wie bei technischen Geräten oder Kleidung, nicht mehr.“ Was hingegen gut funktioniert, seien Einrichtungen wie Repair Cafés, in denen unter anderem kaputte Elektronikgeräte wieder repariert werden. Hier helfen meist ältere Bastler den

jüngeren dabei, ihre Dinge wieder in Stand zu setzen. So müssen zum einen keine neuen Rohstoffe für weitere Produkte abgebaut werden, zum anderen landet das alte Gerät nicht auf dem Müll. Ganz im Sinne der Postwachstumsökonomie, die sich bewusst vom Wachstum als erstrebenswertem Ziel abgrenzt, kann hier Eigenarbeit geleistet werden. „Wir haben alle genug. Wir könnten auch nur 20 Stunden die Woche arbeiten

„Magen oder Motor: Wir zahlen anstandslos 20 Euro für ein gutes Motoröl, aber nur 2,99 Euro für ein Speiseöl?“

und den Rest der Zeit dafür nutzen, Dinge zu reparieren oder zur Ruhe zu kommen“, findet Ulbrich. Im Laufe seiner Auseinandersetzung mit der Thematik hat er auch für Oikocredit gearbeitet, eine Genossenschaft für ethische Geldanlagen. „Natürlich gibt es auch Leute, die ganz radikal komplett ohne Geld leben oder nur noch eine Hand voll Dinge besitzen. Ich bin allerdings der Meinung, dass ein guter Mittelweg reicht.“

Dennoch sei besonders die Politik gefragt, bessere Umwelt- und Sozialstandards zu etablieren. Die traue sich häufig nicht, entsprechende Gesetze zu erlassen, um keine Wähler zu verprellen, daher bedürfe es einer Vorbereitung durch die Zivilbevölkerung, wie das auch beim Nichtraucherschutz ganz erfolgreich funktioniert habe.

Die Bevölkerung müsse das Bedürfnis nach entsprechenden Regelungen so stark machen, dass die Regierung nicht umhin komme, sie auch einzuführen. „Als zum Beispiel der Vorschlag eines Veggie-Tages aufgekommen ist, haben ihn alle nur ausgelacht. Da muss man aufspringen und sagen: Das ist eine gute Idee.“ Und auch die Pfarrgemeinden sieht Ulbrich in der Pflicht: „Hier sehe ich aber eine gewisse Müdigkeit, sich in die Richtung zu bewegen. Außer mit dem Verkauf von fairem Kaffee nach dem Gottesdienst bringen sich die meisten Gemeinden kaum ein.“ Vielfach beschränke sich das Engagement auch auf Seiten der Kirche auf das Sammeln von Spenden.



Mit dem, was sich in Mülltonnen findet, lässt sich der Tisch reichlich decken.

Dabei wird für Ulbrich aber das Problem von hinten aufgeklärt: „Spenden sind nur ein Brosamen, den ich von dem, was ich mir zu viel genommen habe, wieder zurückgebe, um mein Gewissen zu beruhigen. Es ist nicht radikal, wenn ich erst billig und unverantwortlich einkaufe, um dann von dem, was ich mir dabei gespart habe, zu spenden.“ Die Lösung für die Reduktion von Ungleichheit und einen nachhaltigen Umgang mit der Natur ist für ihn also ganz einfach: „Wir müssen nicht mehr geben, sondern weniger nehmen.“



Die Zitate auf diesen Seiten stammen aus der Broschüre *95 Thesen für Kopf und Bauch*, herausgegeben von Misereor und Slow Food Deutschland. Sie wollen mit ihren Thesen die sozial-ökologischen Herausforderungen des globalen Ernährungssystems an die „Kirchentüre“ der Zivilgesellschaft anschlagen. Umkehr oder Sündenbekenntnisse sind von der Agrarindustrie und Lebensmittelwirtschaft kaum zu erwarten, schreiben die Initiatoren, sind aber sicher, dass die Branche auf den Druck von Verbrauchern und Zivilgesellschaft reagieren würde.

Krisenzeiten einer Ehe



Seitenblicke aus Scheidungsforschung und Familientherapie

FOTO: AKEM23 / ADOBE STOCK

Die Ehevorbereitung gehört gewissermaßen zu den pastoralen „Kernthemen“ der Kirche. Es geht dabei darum, den Menschen zu helfen, das Ja-Wort zu sprechen und zu halten, so Reinhard Kardinal Marx. Nun ermöglichen Hinweise aus der aktuellen Scheidungsforschung Erkenntnisse, die „weiter-zu-denken“ für dieses Halten des Ja-Worts wichtig scheinen.

Von Peter Wendl

Diplom-Theologe sowie Einzel-, Paar- und Familientherapeut

Grob lässt sich nämlich daraus ableiten, dass einerseits noch immer die Mehrheit verheirateter Paare lebenslang zusammenbleibt. Dass sich die Zahl der Scheidungen aber andererseits bei stabil hohen Werten eingependelt hat. Nachzuweisen ist zudem, dass der überwiegenden Mehrheit der Ehescheidungen eine jahrelange elementare Unzufriedenheit mindestens eines Partners vorausgeht. Es sollte sich also lohnen in Augenschein zu nehmen, wann diese Erschütterung beginnt und ob zu bestimmten Phasen Paare öfter als in anderen einen Schlussstrich ziehen. Ausschlaggebend für diesen Blickwinkel ist dann nicht zuerst, welche Paarkompetenzen gestärkt werden müssen. Auch können hier keine moralischen Überlegungen oder Komponenten der Sakramenta-

lität der Ehe diskutiert werden. Aus familientherapeutischer Sicht könnten dann aber Zusammenhänge von Scheidungshäufigkeiten betrachtet werden. Um daraus Inspirationen zu ermöglichen, wann Ehen und Familien – außer in der Vorbereitung auf das Ja-Wort – besonderer Aufmerksamkeit und einer außergewöhnlichen Unterstützung bedürfen.

KINDERWUNSCH ALS RISIKO?

Zugegeben, eine provokante Fragestellung. Nachweislich sinkt die Beziehungszufriedenheit und -stabilität in Ehen aber besonders in den Jahren, wenn Kinder hinzukommen oder ungewollt ganz ausbleiben – sowie wenn der Nachwuchs nach den gemeinsamen Jahren eigene Wege geht. Zwar erhalten (junge wie reife) Paare durch Kinder das besondere Geschenk einer Lebensfülle. Jedoch handelt es sich zugleich um Einschnitte, die Elementares verändern. Dass sich Scheidungen in den ersten

etwa fünf Jahren nach der Geburt des ersten bzw. eines zweiten Kindes stark häufen, lässt vermuten, dass hier spezielle Kräfte wirken.

UNERFÜLLTER KINDERWUNSCH

Die Kehrseite dieser Lebens-Medaille sind jene Paare, die ungewollt kinderlos bleiben oder noch um Kinder ringen: In Deutschland ist das keine kleine Gruppe, sondern Millionen von Menschen. Etwa in jeder siebten Beziehung leben Partner mit einem unerfüllten Kinderwunsch. Die Ursachen dafür sind vielfältig (z.B. medizinisch/biologisch oder soziokulturell).

WENN KINDER AUS DEM HAUS GEHEN

Wenn schließlich Kinder aus dem Haus sind und ihre eigenen Wege gehen, ist die Partnerschaft (erneut) speziell herausgefordert: Das Paar muss wieder eigene Themen finden, weil es womöglich im Alltagsfunktio-

onieren den Blick auf partnerschaftliche Perspektiven buchstäblich aus den Augen verloren hat. Fakt ist, in kaum einer „Wende des Paarlebens“ sind die Trennungsquoten in Deutschland so sehr im Steigen begriffen, wie bei jenen, die etwa 20 Jahre und länger verheiratet sind. Auch bei kirchlich Getrauten.

PAAR BLEIBEN TROTZ UND OHNE KIND

Stark vereinfachend lässt sich zusammenfassen, dass Ehen besonders gefährdet sind in den Jahren, nachdem es galt vom Paar zur Familie zu wachsen, wenn unerfüllte Kinderlosigkeit erlebt wird sowie in der Phase des „empty nest“, wenn also die „Familie wieder zum Paar“ werden musste.

Im Fall der ungewollten Kinderlosigkeit hilft es, sich der schmerzlichen Erkenntnis zu stellen, dass intensive Trauerarbeit zu leisten ist, ähnlich wie beim Tod eines geliebten Angehörigen oder wie bei den Auswirkungen einer lebensbedrohlichen Krankheit. Zumal die Kinderlosigkeit nicht selten zusätzlich mit Fehlgeburten und/oder fehlgeschlagenen künstlichen Befruchtungen einhergehen kann. Studien zeigen, dass Infertilität als eine der schlimmsten möglichen emotionalen Krisen empfunden werden kann, übrigens nicht selten verbunden mit einer gravierenden Glaubenskrise.

Kinderlosigkeit, das ist wichtig zu betonen, ist aber nicht zuerst eine Frage des Lebenssinns! Kinder stiften nicht per se Sinn. Auch wenn sie zutiefst „sinn-voll“ sind. Kinderlosigkeit raubt keinen Sinn. Kinder stiften Identität. Ihr ungewolltes Ausbleiben raubt aber den Traum einer erhofften Biographie und Identität. Kinder wie Kinderlosigkeit erfordern eine gravierende und radikale Neuausrichtung als Person und Paar. Kinder erweitern Möglichkeiten und engen anderes gleichzeitig enorm ein. Sinnvolles Leben entsteht also nicht durch Kinder oder wird durch Kinderlosigkeit vermindert.

Diese Erkenntnis ist auf Dauer unerlässlich, um erfüllend weiterleben zu können. Zumal ein schmerzlicher Stachel der Sehnsucht lebenslang bleiben kann. Wäre doch sonst auch „sinn-volles“ Leben für alle freiwillig und unfreiwillig Kinderlosen viel

schwerer zu erreichen. Welch untragbare Bürde wäre es zudem für Kinder, entscheidend für sinnhaftes Leben von Eltern verantwortlich zu sein?

Kinder gefährden die intime partnerschaftliche Existenz radikal und bereichern sie auf anderer Ebene genauso. Ebenso verändert ungewollte Kinderlosigkeit elementare Lebenspläne fundamental. Aber beides eröffnet neue Räume der Möglichkeiten, die es über die folgenden Jahre auszugestalten, auch zu erleiden gilt. Von „billigem Trost“ und zu einfachen Antworten jedoch ist dringend abzuraten. Selbstredend sind Beziehungen mit Nachwuchs anders als ohne. So wäre es beispielsweise zynisch, kinderlosen Paaren zu sagen, dass die Auswirkungen von Kindern in wesentlichen Phasen mitentscheidend dafür sein können, dass Paare in Krisen geraten oder Ehen scheitern – auch wenn dem offensichtlich vielfach so ist.

Die Zahlen sprechen eine deutliche Sprache: Hielte die Scheidungsrate an, wie sie sich im Herbst 2018 darstellt, sind in 25 Jahren etwa 40 Prozent aller jetzt bestehenden Ehen geschieden. In ländlichen Re-

gionen werden das etwas weniger sein, in den Städten deutlich mehr. Die Zahl der Scheidungen wird bei den konfessionell getrauten Paaren tatsächlich etwas niedriger sein als bei ausschließlich standesamtlich getrauten (aber eben auch hoch!).

Was also brauchen Paare wann, um in und nach den Jahren großer Lebenswenden, gemeinsam gut weitermachen zu können? Was erleichtert diese Verwandlung in eine veränderte Zukunft, die trägt?

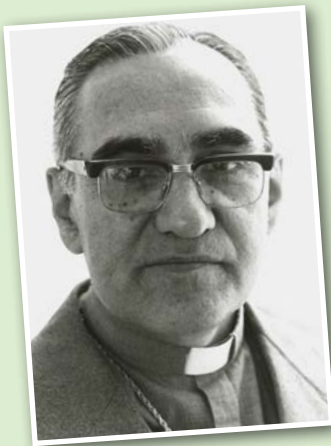
Und was bedeuten diese Herausforderungen für uns als kirchliche Gemeinde oder gar für neue Formen kirchlicher „Vorbereitung“ jener „Midlifer“, die schon um die zwei Jahrzehnte verheiratet oder kinderlos sind? Worauf gilt es eigentlich für uns als Christen, für uns als kirchliche Pfarrgemeinde oder schlichtweg als Nachbarn, Freunde oder Verwandte den Fokus zu richten, um gutes Zusammenbleiben für Paare und Familien in den absehbaren Herausforderungen bestmöglich zu unterstützen? Das sind Fragen und Zeichen der Zeit, die jetzt von uns allen neues Denken und auch ungewöhnliche Antworten erfordern.



FOTO: GENNADIY POZNYAKOV / ADOBE STOCK

Ermutigende Zeugnisse

Eremiten, Widerstandskämpfer, Pazifisten: Menschen, die begeistern – durch ihren Einsatz für andere, ihre bedingungslose Liebe, durch ihre Entschiedenheit und Geradlinigkeit, dadurch ihren Weg zu Ende zu gehen, konsequent und ohne Rücksicht auf gesellschaftliche Konventionen, auf die eigene Person oder persönliche Vorteile. Ihr ehrliches und aufrichtiges Zeugnis hat teils die Jahrhunderte überdauert und wirkt in unserer Gegenwart fort. Die folgenden fünf biographischen Kurzporträts erzählen von radikalen Entscheidungen, die Menschenleben retteten, das eigene Leben in Gefahr brachten und die ein Umdenken in der Gesellschaft möglich machten.



OSCAR ROMERO – STIMME DER UNTERDRÜCKTEN

Óscar Arnulfo Romero y Galdámez (15. August 1917 in Ciudad Barrios, El Salvador; † 24. März 1980 in San Salvador) war Erzbischof von San Salvador. Er gilt als einer der prominentesten Verfechter der Befreiungstheologie.*

Oscar Romero trat für soziale Gerechtigkeit und politische Reformen in seinem Land ein und stellte sich damit in Opposition zur damaligen Militärdiktatur in El Salvador. Romero wurde deswegen während einer von ihm zelebrierten Messe in einer Krankenhauskapelle in San Salvador von einem Scharfschützen erschossen. Sein Tod markierte den Beginn des Bürgerkriegs in El Salvador.

Oscar Romero wurde am 15. August 1917 in Ciudad Barrios, einem salvadorianischen Gebirgsstädtchen nahe der Grenze zu Honduras, geboren. Er wuchs in bescheidenen Verhältnissen auf. Sein Theologiestudium nahm er 1937 am Priesterseminar in San Salvador auf und beendete es an der Gregoriana in Rom. 1977 wurde er Erzbischof von San Salvador. Zu dieser Zeit war die politische Situation El Salvadors durch starke Repressionen gegen Arbeiter, Bauern und Teile des Klerus seitens des Militärs und der rechtsgerichteten Oligarchie geprägt. Der als konservativ geltende Romero sollte als traditionalistischer Repräsentant der Kirche ein gutes Einvernehmen mit der Regierung garantieren. Doch die Brutalität der Militärs und die große Not und Armut der Landbevölkerung bewirkten eine deutliche Positionierung des neuen Erzbischofs: Seine besonderen

Schlüsselerlebnisse dabei waren zum einen das am 28. Februar 1977 von Militärs und Sicherheitskräften verübte Massaker an Demonstranten, die sich auf der Plaza Libertad (Platz der Freiheit) versammelt hatten, um gegen den Betrug bei den Präsidentschaftswahlen zu protestieren, zum anderen die Ermordung des Jesuitenpaters Rutilio Grande und zweier seiner Begleiter. Oscar Romero wurde fortan die Stimme der Unterdrückten. Sein radikales Eintreten für die Armen, Entrechteten und Ausgebeuteten und sein unbeugsamer Einsatz für Gerechtigkeit machten ihn zu einer Schlüsselfigur der lateinamerikanischen Befreiungstheologie. Seine Ansprachen und Predigten, in denen er die Verbrechen des Militärs, der Regierung und der herrschenden Oligarchie anprangerte, wurden in zahlreichen Ländern Lateinamerikas im Rundfunk übertragen.

Noch in seiner letzten Predigt wandte sich Oscar Romero am 23. März 1980 an Armee, Nationalgarde und Polizei mit den Worten: „Im Namen Gottes und im Namen dieses leidenden Volkes, dessen Wehklagen täglich eindringlicher zum Himmel steigen, flehe ich Sie an, bitte Sie inständig, ersuche ich Sie im Namen Gottes: Machen Sie der Repression ein Ende.“ Einen Tag nach dieser Predigt sagte der Sprecher des Generalstabes des Heeres vor der Presse, Erzbischof Romero habe mit seinem Aufruf ein Vergehen begangen, das ihn an den Rand des Gesetzes des Militärs bringe. Am Nachmittag des gleichen Tages, des 24. März 1980, wurde Erzbischof Oscar Romero während der Messfeier bei der Darbietung der eucharistischen Gaben am Altar erschossen.

Papst Franziskus hat Oscar Romero am 14. Oktober dieses Jahres heilig gesprochen.

„**Mich könnt ihr töten, aber nicht die Stimme der Gerechtigkeit.**“

PATER RUPERT MAYER – DER APOSTEL MÜNCHENS

Rupert Mayer SJ (* 23. Januar 1876 in Stuttgart; † 1. November 1945 in München) war ein deutscher Jesuit. In der Zeit des Nationalsozialismus gehörte er zum katholischen Widerstand. Er gilt vielen bis heute als der „Apostel Münchens“, der sich um Menschen aller Schichten sorgte und der trotz Schikanen und Inhaftierungen sich die Rede von einer freiheitlichen Welt nicht verbieten ließ.

Rupert Mayer studierte in Freiburg (Schweiz), München und Tübingen Philosophie und Katholische Theologie und wurde 1899 zum Priester geweiht. Im Ersten Weltkrieg war er als Militärseelsorger eingesetzt. Im Dezember 1916 erlitt er eine schwere Verwundung, als er versuchte, einen anderen verwundeten Soldaten zu schützen. In Folge musste sein linkes Bein amputiert werden.

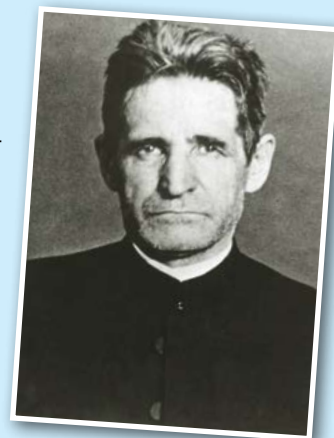
Nach Ende des Krieges rief er in seinen Predigten die Menschen zur inneren Erneuerung auf und war politisch aktiv, wobei er auch die Auseinandersetzung mit kirchenfeindlichen Gruppen nicht scheute. Der Münchner Kardinal Michael von Faulhaber ernannte ihn 1921 zum Präses der „Marianischen Männerkongregation am Bürgersaal zu München“. Pater Rupert Mayer war es auch, der schon 1925 die Sonntagsgottesdienste im Münchner Hauptbahnhof einführte.

Bereits in den 1920er Jahren erkannte Mayer die von den Nationalsozialisten ausgehende Gefahr. Nach deren Machtübernahme trat er entschieden für die Rech-

te der Kirche und für Religionsfreiheit ein. Öffentlich erklärte er, dass ein Katholik nicht Nationalsozialist sein könne. Als 1935 die Caritasammlung verboten wurde, stellte er sich aus Protest mit der Sammelbüchse vor die Kirche Sankt Michael.

Da er auch in seinen Predigten das Regime anprangerte, wurde über ihn ein Redeverbot verhängt. Pater Rupert Mayer ließ sich nicht einschüchtern und predigte weiterhin gegen das Regime der Nationalsozialisten, was ihm Gefängnisaufenthalte und schlussendlich die Internierung im Konzentrationslager Sachsenhausen einbrachte. Weil sich sein Gesundheitszustand deutlich verschlechterte, wurde er im August 1940 ins Kloster Ettal gebracht. Nach Kriegsende kehrte er im Mai 1945 nach München zurück, verstarb aber noch im selben Jahr an Allerheiligen an einem Schlaganfall. 1987 wurde er seliggesprochen.

Der Katholikenrat der Region München, das höchste Laiengremium der Stadt, verleiht seit 1987 jährlich die Pater-Rupert-Mayer-Medaille als Dankeszeichen an Menschen, die beispielhafte ehrenamtliche Arbeit in Kirche und Gesellschaft geleistet haben und leisten.



Mutter Teresa bekam für ihr Wirken im Jahr 1979 den Friedensnobelpreis verliehen. Sie starb 1997 und wurde bereits 2003 selig- und 2016 schließlich heiliggesprochen.

MUTTER TERESA – FRIEDE BEGINNT MIT EINEM LÄCHELN

Den Namen Anjezë Gonxha Bojaxhiu kennt kaum jemand. Als Mutter Teresa oder Heilige Teresa von Kalcutta kennt sie dagegen so gut wie jedes Kind. Papst Franziskus hat Mutter Teresa – die wohl bekannteste Ordensschwester des vergangenen Jahrhunderts – am 6. September 2016 heiliggesprochen.

Mutter Teresa wurde 1910 im heutigen Skopje (Mazedonien) geboren. Im Jahr 1950 gründete sie die Gemeinschaft der Missionarinnen der Nächstenliebe. Die Ordensgemeinschaft kümmert sich um Sterbende, Waisen, Obdachlose und Kranke, ihr besonderes En-

gagement liegt jedoch in der Betreuung von Leprakranken – ihnen hat Mutter Teresa ihr Leben gewidmet. Für diesen Einsatz wurde sie mit zahlreichen Ehrungen bedacht. Unter anderem erhielt sie 1978 den Balza-Preis, und schon ein Jahr später den Friedensnobelpreis.

Trotz ihres unermüdlichen Engagements bleibt Mutter Teresa bis heute in gewissen Punkten eine umstrittene Persönlichkeit, unter anderem wegen der sozialen und hygienischen Situation in den Sterbehäusern, ihrer vermute-

ten eigentlichen Motivation zur Missionierung sowie dem Kontakt zu zwielichtigen Geldgebern.

Was für sie Friede bedeutet, drückte Mutter Teresa einmal so aus:

„Eines Tages bin ich in London die Straße hinuntergegangen und habe einen Mann auf einer Bank sitzen gesehen. Er sah schlecht aus. Ich bin zu ihm gegangen und habe seine Hand geschüttelt. Er sagte: Nach langer, langer Zeit spüre ich zum ersten Mal wieder die Wärme einer menschlichen Hand. Und er saß auf der Bank und hatte ein sehr schönes Lächeln auf seinem Gesicht. – Friede beginnt mit einem Lächeln. Lächle fünfmal am Tag einem Menschen zu, dem du gar nicht zulächeln willst: Tue es um des Friedens willen. Das Gebet nützt der ganzen Welt, denn der Frieden beginnt zu Hause und in unseren eigenen Herzen. Wie können wir Frieden in die Welt bringen, wenn wir keinen Frieden in uns haben? Friede ist für mich eins sein mit Gott. Christus ist Gottes Friede. Ich habe ihm mein Leben gegeben und gesehen: Je mehr ich an ihn glaube, desto mehr verstehe ich – er ist der Friede.“

*Die Frucht der Stille ist das Gebet.
Die Frucht des Gebetes ist der Glaube.
Die Frucht des Glaubens ist die Liebe.
Die Frucht der Liebe ist das Dienen.
Die Frucht des Dienens ist der Friede!“*



FRANZ VON ASSISI – MITTLER ZWISCHEN MENSCH UND NATUR

Der Heilige Franz von Assisi begründete im 13. Jahrhundert den Orden der Franziskaner. Er lebte nach dem Vorbild Jesu das Evangelium „sine glossa“, das heißt, ohne daran etwas zu verändern oder hinzuzufügen.

Franziskus stammte aus einer wohlhabenden Familie und genoss für einen Bürgerlichen eine vergleichsweise hohe Bildung zu dieser Zeit.

Mit dem Geld seines Vaters, eines Tuchhändlers, führte er in seiner Jugend ein ausschweifendes Leben. 1202 zog er in den Krieg gegen die Nachbarstadt Perugia, kam in Gefangenschaft und als ein anderer Mann zurück. Sein Jugendtraum vom Ritterdasein stand in Frage. Es folgte ein radikaler Bruch mit dem unbekümmerten Leben seiner Jugendjahre. Franziskus verschenkte Almosen, zog sich in Einsamkeit und Armut zurück. Ausgehend vom Evangelium kleidete er sich von nun an in eine einfache Kutte, die mit einem Strick gehalten

wurde, lehnte jeglichen Besitz und sogar den Kontakt mit Geld strikt ab und ging nach Möglichkeit barfuß. Seine freiwillige Armut stieß bei den einen auf Unverständnis und Ablehnung, wirkte jedoch auch sehr anziehend auf andere. Die kleine Gemeinschaft um ihn bekam 1210 die päpstliche Erlaubnis, nach ihrer Regel in Armut zu leben und Buße zu predigen. Am 3. Oktober 1226 starb Franziskus in der Portiuncula-Kapelle in Assisi.

Franziskus hat zahlreiche Gebete und Gesänge hinterlassen, unter anderem den berühmten Sonnengesang, mit dem Papst Franziskus 2015 seine Enzyklika *Laudato si'* eingeleitet hat. Die Einfachheit in der Lebensführung und das geschwisterliche Verhältnis zur Schöpfung, das Franziskus im Sonnengesang zum Ausdruck bringt, begründen bis heute seine Vorbildfunktion in Fragen der Beziehung zwischen Mensch und Natur. Der Befreiungstheologe Leonardo Boff wertete Franziskus als „westlichen Archetyp des ökologischen Menschen“, in dem sich die „Summe aller ökologischen Kardinaltugenden“ verwirklichte. Schon 1979 wurde der heilige Franziskus daher von Papst Johannes Paul II. zum Patron des Umweltschutzes und der Ökologie ernannt.

BERTHA VON SUTTNER

Bertha Sophia Felicita Freifrau von Suttner war eine österreichische Pazifistin, Friedensforscherin und Schriftstellerin. Als erste Frau wurde sie 1905 mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet.

Bertha von Suttner, geboren 1843 in Prag, stammte als gebürtige Gräfin Kinsky von Wchinitz und Tettau aus einer böhmischen Adelsfamilie. Bertha von Suttner wuchs in der österreich-ungarischen k. und k. Monarchie und deren militärisch geprägtem Umfeld auf. Sie heiratete 1876 heimlich Arthur Gundaccar von Suttner, gegen den Willen seiner Eltern, die ihn enterbten, was das junge Ehepaar für die nächsten Jahre nach Georgien ziehen ließ. 1877 mit Beginn des Russisch-Türkischen Krieges begann Arthur, Berichte über den Krieg sowie über Land und Leute in deutschen Wochenblättern zu veröffentlichen. Auch Bertha von Suttners schriftstellerische Karriere begann zu dieser Zeit. Sie schrieb für österreichische Zeitungen Kurzgeschichten und Essays. 1885 kehrten sie gemeinsam nach Wien zurück, kurz darauf begann Bertha's politisches und pazifistisches Engagement. 1889 erregte ihr Roman „Die Waffen nieder!“ großes Aufsehen und machte Bertha von Suttner zu einer der prominentesten Vertreterinnen der Friedensbewegung.

1891 forderte sie in einem Artikel der Neuen Freien Presse die Gründung einer „Österreichischen Gesell-

schaft der Friedensfreunde“ mit den Worten: „Darum ist es notwendig, daß überall dort, wo Friedensanhänger existieren, dieselben auch öffentlich als solche

sich bekennen und nach Maßstab ihrer Kräfte an dem Werke mitwirken.“ Der Erfolg dieses Aufrufs war überwältigend. Bertha von Suttner wurde sogleich zur ersten Präsidentin ernannt, die sie bis zu ihrem Tod blieb. Im November 1891 wurde sie anlässlich des Weltfriedenskongresses in Rom zur Vizepräsidentin des Internationalen Friedensbüros gewählt und gründete 1892 die Deutsche Friedensgesellschaft. In der Folge nahm sie an mehreren internationalen Friedenskongressen teil, sprach sich gegen das Aufrüsten der europäischen Nationalstaaten aus und warnte mehrfach, dass dieses Wettrüsten in einem Vernichtungskrieg enden würde. Daneben setzte sie sich in diesen Jahren in der erstarkenden Frauenbewegung für die Rechte der Frau ein. 1905 erhielt sie für ihr herausragendes Engagement den Friedensnobelpreis. Am 21. Juni 1914, wenige Wochen vor dem Beginn des Ersten Weltkriegs, erlag Bertha von Suttner einem Krebsleiden.



„Junge Menschen darf man nicht aufgeben“



FOTO: ALEXANDERNOVIKOV / ADOBE STOCK

Dimas hatte alle Voraussetzungen. Sein Leben hätte auch richtig schief gehen können – dank der Arbeit von Violence Prevention Network (VPN) ist es das nicht. VPN arbeitet mit jungen Menschen, die sich radikalisiert haben: Neonazis, Schläger, Salafisten, Ausreisewillige und Rückkehrer aus Syrien und dem Irak. Die erfahrenen Sozialpädagogen unterstützen Eltern und Schulen in Sachen Extremismusprävention und Deradikalisierung.

Von Alexandra Hofstätter

Redaktionsleiterin

„Vieles baut man sich da selber, zusammen mit Freunden, solche Gedanken über Stolz und Ehre. Man fühlt sich wohl mit denen, ist als Gruppe unterwegs und will dazugehören. Man hat ja sonst niemanden. Ist quasi wie Familie“, sagt Dimas heute. „Um die nicht zu verlieren, machst du vieles. Wenn die Mist bauen, baust du mit. Wenn die schlagen, schlägst du mit.“ Als er nach mehreren Straftaten im Knast landet, ist für ihn eine Grenze erreicht. Er will so nicht weitermachen, will sein Leben ändern. Thomas und Stephan, zwei Trainer von Violence Prevention Network helfen ihm dabei. Heute hat er sein Leben im Griff.

Seit 2001 kümmert sich VPN deutschlandweit um junge Menschen wie Dimas. Die Arbeit der erfahrenen Sozialpädagogen erfordert Fingerspitzengefühl und Kultursensibilität. Viele Klienten haben Migrationshintergrund, aber längst nicht alle, sagt Mitbegründer und Geschäftsführer Thomas Mücke. Und: „Den Radikalisierungsprozess gibt es nicht.“ Auslöser sind in den seltensten Fällen wirklich ideologische Gründe. Zumeist liegt ein anderer Konflikt zugrunde, sagt Thomas Mücke: Demütigungen, Mobbing,

Diskriminierung oder die familiäre Situation. Die meisten Klienten seien zwischen 17 und 19 Jahre alt – eine Lebensphase der Sinnsuche und Orientierung, in der junge Menschen besonders anfällig seien für die einfachen Antworten der Extremisten. Zu Beginn habe man vorwiegend mit rechtsextremen Jugendlichen zu tun gehabt, die Erfahrungen von damals helfen heute im Umgang mit Salafismus. Rhetorik, Strategien und Rekrutierung funktionierten ähnlich. „Islamisten benutzen den Islam als eine Art Steinbruch für ihre Agenda“, sagt Mücke, „sie suchen sich die Regeln aus, die sie brauchen, um ihren Extremismus zu begründen.“

An VPN wenden sich besorgte Eltern, Lehrer oder manchmal auch Freunde, die merken, dass sich ein Jugendlicher stark verändert. Ein Kind zieht sich zurück, Schulleistungen sacken ab, das sind laut Thomas Mücke zwei der häufigsten Indizien. VPN nimmt dann Kontakt zu denjenigen auf, die Rat gesucht haben und auch zu den betroffenen Jugendlichen selbst. Da heißt es manchmal, hartnäckig sein und auf unkonventionelle Streetworker-Methoden setzen. Anfangs gibt es oft Misstrauen. „Aber wir bleiben dran“, sagt Mücke. „Wenn es sein muss, schieben wir auch Zettel unter dem Türspalt durch.“ Es sei wichtig, als „interessan-

te Erwachsene“ wahrgenommen zu werden. Keine Gegennarrative, kein Oberlehrer-Gehabe, keine Wahrheiten, kein Indoktrinieren. Die Mitarbeiter von VPN wollen stattdessen zu eigenständigem Denken anregen und dem Jugendlichen zeigen, dass er, seine Situation, seine Probleme ernst genommen werden und er auch Fragen stellen darf – eine Sache, die in seinem Umfeld vorher häufig nicht möglich war. Das alles brauche vor allem eines: Zeit. Nicht selten arbeiten die Experten von VPN mit einem Jugendlichen mehrere Jahre zusammen.

Thomas Mücke weiß, wie wichtig die Arbeit von VPN ist: „Wenn wir scheitern, steht nicht nur das Leben eines Betroffenen auf dem Spiel“, sagt er. Und obwohl die Terrorismusdebatte der vergangenen Jahre viel verändert und den Staat zum Handeln gebracht habe, gebe es weiterhin viel zu tun, da sowohl die rechtsextreme Szene wie auch der religiös begründete Extremismus ungebrochen weiter Zulauf erfahren.

Mücke wird oft gefragt, warum er und seine Kollegen sich überhaupt mit Extremisten auseinandersetzen, Zeit und Mühe in sie investieren – und er hat eine klare Antwort darauf: „Junge Menschen darf man nicht aufgeben. Wer Fehler begangen hat, muss eine ehrliche, zweite Chance erhalten.“

Ein bisschen Bisschen ist nicht genug



FOTO: DEUTSCHLANDRADIO/ BETTINA FÜRST-FASTRE

Von **Christiane Florin**

Journalistin beim Deutschlandfunk

Bevor die Enzyklika *Laudato si'* erschien, witzelte der Verfasser, die Glaubenskongregation müsse noch einmal über den Text schauen, damit er keine Dummheiten schreibe. Diese Ehre wird nur Autoren zuteil, die man in der Kurie für wild und gefährlich hält. Franziskus stimmt in *Laudato si'* einen wilden Sonnengesang an. Alles hängt mit allem zusammen: das Kühlwasser im Zweifelswagen mit dem Meeresspiegel, der kleinste Singvogel mit dem großen Ganzen, die Rettung von Banken mit der Nicht-Rettung von Flüchtlingen. Das „gemeinsame Haus“, wie er die Welt nennt, ist einsturzgefährdet. Nur wenige leben komfortabel, andere hausen im Keller und auch das hängt miteinander zusammen.

Das katholische Oberhaupt legt sich mit Großkonzernen und Rechtspopulisten an. Prompt behaupten Amerikas katholische Klimawandelleugner, der Papst sei zwar eine Lehrautorität in Sachen Sexualität, aber keine in Sachen Kohlendioxid.

Reich und rechts sind immer die anderen. Aber Franziskus hat es auch auf die nicht-rechten, nicht superreichen Bürger im Eigenheim abgesehen: Solarzellen aufs Dach, Öko-Möhrchen in den Topf, den inneren Schweinehund vegan füttern – das ist ihm zu wenig für das „gemeinsame Haus“. Etwas Bio hier, etwas erneuerbare Energie dort – in *Laudato si'* duldet der Grüne im weißen Gewand kein bisschen Bisschen.

Franziskus hat 2015 keine Umwelt-, sondern eine Sozialzyklika vorgelegt. Er beschreibt ein ungerechtes, menschenfeindli-

ches und gottvergessenes System. „Unseretwegen können bereits Tausende Arten nicht mehr mit ihrer Existenz Gott verherrlichen, noch uns ihre Botschaft vermitteln. Dazu haben wir kein Recht“, lautet Lehrsatz 33. Wer nicht mehr lebt, kann Gott nicht mehr loben. So einfach ist das und so radikal vom Existenzrecht jedes einzelnen Geschöpfes her gedacht.

„Ich bin ein Sünder, den Gott angeschaut hat“, erklärte Franziskus 2013 in seinem ersten großen Interview. Der Mensch sei nicht für die Morallehre da, sondern die Lehre für den Menschen, stellte er am Ende der Familiensynode 2015 klar. Auch hier hängt alles mit allem zusammen: Klimaschutz mit Kirchenpolitik, Energiesparlampe mit Ehesakrament. Kein System soll Menschen unter sich begraben dürfen, sei es das Lehrgebäude der katholischen Kirche oder die Kathedrale eines Industriegiganten.

Laudato si' erinnert an Bob Dylan: The Times-they-are-a-changing. Forever young. Der Text lässt einen frösteln, der Sound wärmt. Sozialkritik trifft Lagerfeuerromantik, ein älterer Herr lässt den jugendlichen Rebellen raus.

Seit dem Erscheinen von *Laudato si'* sind mehr als drei Jahre vergangen. Das Werk wird eines Tages in die Reihe der großen Sozialzykliken gestellt werden, gleichauf mit *Rerum Novarum* von 1891, der anderen berühmten päpstlichen Reaktion auf einen Mega-Trend der Ungerechtigkeit. Man wird sie lesen mit leisem Hätten-wir-doch-auf-ihn-gehört-Bedauern. Die radikalen Gedanken werden ihren Verfasser überdauern. Leider frisst das System Kirche gerade seinen Franziskus.

Von der Zumutung zur Ermutigung



Organisationsentwicklung und Gemeindeberatung im Bistum Eichstätt

Die Gemeindeberatung hilft, wenn vor Ort sich etwas verändert: ein neues Seelsorgeteam nimmt in einer Pfarrgemeinde die Arbeit auf, mehrere Pfarreien müssen zu einem neuen Pastoralraum zusammenwachsen oder ein neuer Pfarrgemeinderat ist gewählt. Das Angebot der Gemeindeberatung gibt es in jedem Bistum und kann von Ehren- und Hauptamtlichen gleichermaßen in Anspruch genommen werden.

Matthias Blaha

Pfarrer in Ingolstadt und Gemeindeberater im Bistum Eichstätt

Wie in den meisten anderen deutschen Diözesen existiert auch im Bistum Eichstätt seit Jahren eine „Arbeitsgemeinschaft für Organisationsentwicklung und Gemeindeberatung“. Deren Mitglieder – unter anderem ich – sind Seelsorger mit jeweils reichlich Berufserfahrung; zudem haben wir alle eine mehrjährige Weiterbildung in systemischer Beratung durchlaufen.

Als Berater begleiten wir vor allem Veränderungsprozesse, nur ein paar Beispiele: Mehrere Pfarreien werden zu einem „Pastoralraum“ zusammgelegt, ein Seelsorge-Team wird durch Zu- und Weggänge neu gemischt, im Pfarrgemeinderat sind nach der Wahl sowohl „alte Hasen“ als auch Neumitglieder zu finden.

Veränderungen werden nicht selten als Zumutung empfunden und können Angst auslösen. Unsere beratende Aufgabe sehen wir nicht darin, den Menschen, die sich in Veränderungsprozessen befinden (unseren

„Kunden“), zu zeigen, „wie es richtig geht“. Nicht wir sind die Experten, sondern die Kunden selbst: sie wissen, wie sich die Situation bei ihnen vor Ort darstellt und auf sie auswirkt; sie verfügen über Begabungen, Erfahrungen, zwischenmenschliche Verbindungen und vieles andere mehr, das wir „Ressourcen“ nennen. Dass die Kunden ihre Ressourcen wahrnehmen und wertschätzen und dass sie sie einsetzen, um Veränderungen positiv zu gestalten, dazu ermutigen wir die Kunden durch unsere prozessorientierte Begleitung. Wichtig ist uns dabei, dass wir nicht als Instrument der Bistumsleitung handeln, sondern grundsätzlich dann aktiv werden, wenn wir von den Kunden angefragt werden.

Manchmal kommen wir nur punktuell mit unseren Kunden in Kontakt, beispielsweise wenn wir einen Klausurtag des Pfarrgemeinderats am Beginn einer neuen Wahlperiode begleiten. In anderen Situationen erstreckt sich unsere Begleitung über mehrere Monate oder Jahre, vor allem bei Zusammenlegungen von Pfarreien oder auch in Teamentwick-

lungs-Prozessen. Dabei erfahren wir immer wieder, wie wichtig es den Kunden ist – und wie gut es ihnen tut –, dass wir „von außen“ zu ihnen kommen. Dadurch haben die Kunden die Gewissheit, mit den sie betreffenden Veränderungen nicht alleingelassen zu sein. Und indem sie uns die verschiedenen Facetten ihrer Wirklichkeit zusammen mit ihren Befindlichkeiten und ihren Interessen erklären, klärt sich auch für sie selbst so manches, einfach weil es formuliert und ausgesprochen wurde. Unsere Fragen, die wir als Außenstehende an sie richten, helfen ihnen, neue Sichtweisen auszuprobieren und damit den einen oder anderen neuen Horizont zu entdecken.

Diese Aspekte unserer Tätigkeit, verbunden mit dem ressourcenorientierten Vorgehen, tragen erheblich zur Reduktion von Angst bei den Kunden bei und ermöglichen ihnen die produktive Entwicklung ihres Veränderungsprozesses. So kann aus der anfänglichen Zumutung die Ermutigung wachsen, die Gegenwart so zu gestalten, dass sie in eine gute Zukunft führt.

Immer noch eine gute Wahl

Pfarrgemeinderäte in Bayern feiern 50-jähriges Jubiläum

Sie packen mit an in der Pfarrei, helfen mit, wo es nur geht, planen Veranstaltungen und liturgische Feiern, beraten und unterstützen die Seelsorger in pastoralen Fragen. Sie halten die Pfarrgemeinde am Leben – die Pfarrgemeinderäte. Vor genau 50 Jahren wurden sie in Bayern etabliert. Das Landeskomitee der Katholiken in Bayern hat bei einem Studientag über Geschichte und Wirkung der Pfarrgemeinderäte gesprochen.



FOTOS: ALEXANDRA HOFSTÄTTER

Zeitzeugen diskutieren mit Jugendvertretern. Von links: Eva Jelen, Hildegard Leonhardt, Prälat Walter Wakenhut, Alois Baumgartner und Stephanie von Luttitz.

Von Alexandra Hofstätter

Redaktionsleiterin

„Gute Wahl. 50 Jahre gewählte Pfarrgemeinderäte in Bayern“ – der Titel der Tagung, den das Landeskomitee gemeinsam mit der Katholischen Akademie Bayern durchgeführt hat, war nicht zufällig gewählt, sondern ganz bewusst. Er sollte deutlich machen: es war eine gute Entscheidung, als vor inzwischen fünf Jahrzehnten die ersten Räte auf Pfarreebene eingerichtet wurden und so ist es auch noch heute, wenn alle vier Jahre Katholiken in Bayern ihre Stimme



Ohne die Frauen geht im kirchlichen Ehrenamt nichts, da waren sich Hildegard Leonhardt (links) und Elfriede Schießleder einig.

abgeben, um den Pfarrgemeinderat zu wählen. *Lumen Gentium* wird oft zitiert, wenn es um die Arbeit der Laien in der Kirche geht. Oft gehört, aber noch immer aktuell, drückt das IV. Kapitel wie nur wenige andere Dokumente aus, wie wichtig die Laienarbeit für die gesamte Kirche ist. Dort heißt es zum Beispiel: „Die Laien sind besonders dazu berufen, die Kirche an jenen Stellen und in den Verhältnissen anwesend und wirksam zu machen, wo die Kirche nur durch sie das Salz der Erde werden kann. So ist jeder Laie kraft der ihm geschenkten Gaben zugleich Zeuge und lebendiges Werkzeug der Sendung der Kirche“ (LG 33). *Lumen Gentium*, die Dogmatische Konstitution über die Kirche, formuliert vom Zweiten Vatikanischen Konzil 1964, gibt hier unumwunden zu, dass es ohne die Laien in der Kirche nicht geht. Im Geist des Zweiten Vatikanums und der Würzburger Synode sah sich auch der Studientag des Landeskomitees.

Den Anfang machte der Kirchenrechtler Pater Stephan Haering OSB mit einem geschichtlichen Aufriss und Ausführungen zur kirchenrechtlichen Legitimation der Pfarrgemeinderäte. So machte er deutlich, dass es auch bereits vor 1968 ein aktives Mitwirken von Laien in der katholischen Kirche gegeben hat und man gerade in Deutschland vor 50 Jahren bei der Gründung der Pfarrgemeinderäte auf reichhaltige Erfahrungen in der Laienarbeit bauen konnte (vgl. Tabelle). Pfarrgemeinderäte haben sich nun 50 Jahre lang bewährt, sind eine feste Größe in den Gemeinden geworden – und doch sehen viele Aktive mit Sorge in die Zukunft. Auch diesen Aspekt ließ Pater Stephan Haering nicht außen vor. Bei Großpfarreien, die inzwischen die Ausmaße von Dekanaten annähmen und einem nicht wegzudiskutierenden Priestermangel, da müsse die Frage gestellt werden, ob der Pfarrgemeinderat überhaupt noch einen Platz in den einzelnen Pfarreien habe und wenn ja, welchen? Allgemein seien die momentanen Säkularisierungstendenzen in der Gesellschaft alles andere als förderlich für die Arbeit der

Pfarrgemeinderäte, gab er zu. Doch umso notwendiger erscheine ein gut aufgestellter und umtriebiger Pfarrgemeinderat für die Kirche von heute. Mag er vor fünf Jahrzehnten da oder dort noch den Charakter eines kirchlichen Honoratioren-Gremiums besessen haben, „so kann man ihn sich heute kaum anders vorstellen als eine Gemeinschaft von Christen, die bewusst in der Nachfolge stehen und sich ihrer persönlichen Sendung aufgrund Taufe und Firmung gewahr sind“, sagte Pater Haering. Vielleicht mehr als jemals zuvor sei uns heute bewusst, dass es für die Verbreitung des Evangeliums auf das persönliche Zeugnis der Einzelnen ankommt – und der Pfarrgemeinderat ist genau ein solcher Ort, an dem diese Zeugnisse sichtbar und für Kirche und Gesellschaft fruchtbar werden können.

VIELFALT STATT MONOKULTUR

Von einer ganz anderen Richtung her näherte sich Sabine Bieberstein dem Thema. Die Biblikerin ist Professorin an der Katholischen Universität Eichstätt und suchte in den Texten des Neuen Testaments nach Spuren von Laienarbeit zur Zeit der urchristlichen Gemeinden. Den „Pfarrgemeinderat“, wie man ihn heute kennt, sucht man dort vergeblich, dafür findet man aber zahlreiche andere Hinweise auf das Engagement von Laien. Das beginnt schon einmal damit: Die ersten Gemeinden waren von allen Getauften getragen, die ihre spezifischen Kompetenzen einbrachten. So lautet eine von fünf Thesen, die Sabine Bieberstein an diesem Nachmittag in der Katholischen Akademie ausführt. Dabei wirft sie kritische Blicke auch immer wieder in die gegenwärtige Arbeit der Pfarrgemeinden vor Ort: Welche Entscheidungskompetenz haben die Räte wirklich? Ist es gewollt, dass die Räte Verantwortung übernehmen und wie sieht es mit den Kompetenzen der eigenen Mitglieder aus? Will man professionelle Kompetenz überhaupt und gibt man ihr genügend Raum? Sabine Bieberstein ist sich sicher: Da liegt noch viel Potential brach, das eigentlich gewinnbringend für die Arbeit vor Ort genutzt werden könne. Strukturell sei man vielerorts „mit angezogener Handbremse“ unterwegs, so die



Es durfte gemurmelt werden: Die Tagungsteilnehmer tauschten sich intensiv über ihre persönlichen Erfahrungen in Kleingruppen aus.

Referentin und auch wenn man auf die urchristlichen Gemeinden der ersten Jahrhunderte schaue, dann unterscheiden die sich doch in Struktur und Größe ganz enorm von dem, was aktuell in unterschiedlichen Diözesen geplant wird. Die Gemeinden im Neuen Testament sind (kleine) Gemeinden an einem konkreten Ort. Hausgemeinschaften, überschaubare Gruppen. Man kennt sich untereinander. „Engagement lebt von persönlichen Beziehungen“, sagt Bieberstein. Und diese persönlichen Beziehungen sieht sie durch die aktuellen Strukturveränderungen vielerorts in Gefahr, mit negativen Folgen für das Laienengagement: „Wenn ich das Gefühl bekomme, dass es egal ist, ob ich da bin oder nicht, weil ich immer weniger Leute kenne, die Hauptamtlichen auch nicht, dann engagiere ich mich auch nicht weiter.“ Zudem sieht sie in den Räten ein wichtiges Instrument der Kirche, um gerade in der heutigen Zeit Glaubwürdigkeit zurückzugewinnen, zu behalten und Transparenz zu schaffen. Denn die Wahl von Pfarrgemeinderäten ist ein wichtiges demokratisches Element innerhalb der Kirche.

Die urchristlichen Gemeinden zeichneten sich durch ihre Vielfalt aus. Daran solle man sich heute ein Beispiel nehmen: „Frauen, Männer, Verheiratete und Unverheiratete, Einheimische und Fremde, Menschen unterschiedlicher Milieus – viele Stimmen müssen gehört werden“, zählte Sabine Bieberstein auf. Vielfach wird dieser Tage davon



Sabine Bieberstein ging zurück zu den Anfängen des Christentums und näherte sich dem Thema mit neutestamentlichen Texten.

gesprochen, dass es die kirchlichen Strukturen sind, die Machtmissbrauch begünstigen oder gar erst ermöglichen. Eine solche Vielfalt von Meinungen und Sichtweisen einerseits und tatsächliche Beteiligung und Entscheidungskompetenz andererseits seien hier ein Gegengewicht.

EIN GROSSER LERNPROZESS

Der Pfarrgemeinderat ist das „Gesicht der Kirche“, sagte Prälat Walter Wakenhut, Geistlicher Beauftragter für das Landeskomitee, eingangs der Podiumsdiskussion, bei der Zeitzeugen mit Jugendvertretern diskutierten. Hildegard Leonhardt – 86 Jahre alt und ehemalige Vorsitzende des Diözesanrates in der Erzdiözese Bamberg – war eine Pfarrgemeinderätin der ersten Stunde. Sie erinnerte sich an lebendige Gottesdienste, die erst durch die Mitwirkung von Laien möglich geworden waren und an das Zusammenwachsen in der Ökumene, was ebenfalls durch die Laienarbeit wichtige Impulse erfahren habe. Mit



„Ich habe den Pfarrgemeinderat immer als Beschlussgremium gesehen“, sagte der Ruhestandspfarrer Konrad Kronast.

der Einführung der Pfarrgemeinderäte vor 50 Jahren habe ein „großer Lernprozess“ begonnen, so Alois Baumgartner, ehemaliger Vorsitzender des Diözesanrats der Katholiken in der Erzdiözese München und Freising. Laien und Kleriker hätten sich vielerorts aufeinander zu bewegt und gemeinsam die Arbeit vor Ort voran gebracht. Dort, wo das Miteinander gut funktioniere, gebe es auch keine Probleme, neue Kandidaten für die Pfarrgemeinderäte zu finden, stellte er fest. Stephanie von Luttitz, Vorsitzende des BDKJ-Diözesanverbandes München und Freising, bedankte sich stellvertretend für alle Wegbereiter bei Hildegard Leonhardt und Alois Baumgartner dafür, dass sie Laienarbeit in der heutigen Form erst möglich gemacht haben: „Nur dank Ihnen



FOTOS: ALEXANDRA HOFSTÄTTER

Viel Input von allen Seiten – Prälat Walter Wakenhut und die stellvertretende Vorsitzende des Landeskomitees, Elfriede Schießleder, machen sich Notizen für die Podiumsdiskussion.

können wir heute hier sitzen und die Sichtweisen der jungen Generation einbringen.“ Die BDKJ-Landesvorsitzende Eva Jelen machte deutlich, dass ein Gremium jedoch lediglich dann attraktiv ist, wenn es auch tatsächlich etwas entscheiden kann.

Die Podiumsteilnehmer waren sich einig, dass Pfarrgemeinderäte dies vielfach selbstbewusster einfordern sollten. Monsignore Konrad Kronast hat die Einführung der Pfarrgemeinderäte damals als junger Priester erlebt. Er habe sie immer als Beschluss- und nicht nur als Beratungsgremium gesehen, sagte er beim Studientag. Und er wünschte sich, dass seine Priesterkollegen dies auch täten. Der „große Lernprozess“, er sei noch nicht abgeschlossen. In der anschließenden Diskussion mit

den Tagungsteilnehmern wurde deutlich, was die engagierten Ehrenamtlichen sich wünschen: gute Aus- und Weiterbildungsangebote, eine Vorbereitung des Priesternachwuchses im Sinne des Zweiten Vatikanischen Konzils und der Würzburger Synode, Wertschätzung ihrer Arbeit und einen Dialog auf Augenhöhe. Joachim Unterländer, Vorsitzender des Landeskomitees der Katholiken in Bayern, versprach, sich weiterhin für den Erhalt der kleineren Einheiten vor Ort und die Einbeziehung der Pfarrgemeinderäte in Entscheidungsprozesse einzusetzen. Im Gegenzug forderte er die anwesenden Pfarrgemeinderatsmitglieder auf, sich im Sinne einer lebendigen Demokratie in die Gesellschaft und das öffentliche Leben einzubringen.

Mitwirkung von Laien in früheren Jahrhunderten

| Mittelalter | Neuzeit | 20. Jahrhundert |
|---|---|--|
| Verständnis vom <i>Corpus Christianum</i> : Kommune und Kirchengemeinde galten auf lokaler Ebene als Einheit und damit auch deren Finanzen. Laien aus dem städtischen Rat waren vielfach damit beauftragt, für die materiellen Bedürfnisse der Kirche vorzusorgen. Das Amt des Kirchenpflegers war daher vielmehr ein kommunales Amt, aber es wurde von einem Laien ausgeübt. | Nach der Reformation setzte sich die Mitarbeit der Laien fort. Mit Laien besetzte Gremien waren im Bereich der pfarrlichen Vermögensverwaltung tätig. Außerdem engagierten sie sich in politischen und gesellschaftlichen Fragen. In den Pius-Vereinen ist der organisierte Laienkatholizismus in Deutschland ein erstes Mal fassbar. | Nach dem Ersten Weltkrieg bildeten sich im Rahmen der „Katholischen Aktion“ Pfarrausschüsse auf Ortsebene, in denen Laien und Kleriker gemeinsam über die Pfarrei betreffende Fragen beraten haben. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden diese Strukturen auch auf Diözesanebene verstärkt. |

Mit einem weinenden und einem lachenden Auge

Drei Wahlperioden lang stand Karl-Peter Büttner an der Spitze des Diözesanrates der Katholiken im Bistum Würzburg. Bei der konstituierenden Vollversammlung im Herbst trat er nun nicht mehr an. Sein Nachfolger heißt Michael Wolf.

Von Florian Liebler

Geschäftsführer Diözesanrat Würzburg

Mit einem lang anhaltenden und herzlichen Beifall verabschiedeten die Mitglieder des Würzburger Diözesanrats ihren scheidenden Vorsitzenden. Herbert Becker, langjähriger Wegbegleiter und selbst seit Jahrzehnten in der Laienarbeit ak-



Zwölf Jahre lang stand Karl-Peter Büttner an der Spitze des Würzburger Diözesanrates. Zum Dank gab es lang anhaltenden Applaus und alle seine gehaltenen „Berichte zur Lage“ als gebundene Edition.

tiv, bezeichnete Karl-Peter Büttner in seiner Laudatio als Vorsitzenden der stets das Gespräch auf allen Ebenen und zwischen allen Beteiligten gepflegt sowie maßgeblich für ein wachsendes Vertrauen von Bistumsleitung, Politik und Öffentlichkeit zum Diözesanrat beigetragen habe. Verbindlichkeit und Verlässlichkeit seien ihm stets wichtig gewesen, mit einer Gesprächskultur, die menschlich gewinnend und einladend war.

In seinem letzten „Bericht zur Lage“ kritisierte Büttner die Spaltung der Gesellschaft. „Nach der jüngsten Bertelsmann-Studie zum Thema Populismus breitet sich dieser in Deutschland weiter aus, obwohl die Wirtschaft weiter brummt und die Arbeitslosenquote auf ein historisch niedriges Niveau gesunken ist“, sagte er. Für die Bereitschaft sich ehrenamtlich und mit viel Herzblut zu engagieren, dankte er allen Diözesanratsmitgliedern.

Im Anschluss erhielt Büttner eine Zusammenstellung aller „Berichte zur Lage“ aus den vergangenen zwölf



FOTOS: DIÖZESANRAT WÜRZBURG

In seinem letzten „Bericht zur Lage“ kritisierte Büttner die Spaltung der Gesellschaft.

Jahren, die er als Vorsitzender gegeben hatte, als gebundene Ausgabe. Die Vollversammlung wählte Büttner als Persönlichkeit in den neuen Diözesanrat, sodass er dem Gremium auch in den nächsten vier Jahren weiter angehören wird. Zudem wird er den Diözesanrat Würzburg im Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK) vertreten.

Mit einer überwältigenden Mehrheit wählten die Mitglieder Michael Wolf als neuen Vorsitzenden. Der 57-jährige aus Schmerlenbach (Landkreis Aschaffenburg) wird in den kommenden vier Jahren als oberster Repräsentant die Laien im Bistum Würzburg vertreten.

Lebenswirklichkeit und Lehre

Zu der Diskussion um den gemeinsamen Kommunionempfang in konfessionsverbindenden Ehen hat sich der Vorsitzende des Diözesanrates der Katholiken der Erzdiözese München und Freising, Hans Tremmel, kritisch geäußert: „Theorie und Praxis, konkrete Lebenswirklichkeit und offizielle Lehre trafen in der allgemeinen Wahrnehmung mehr und mehr auseinander.“ Es sei gefährlich, „dass der verheerende Eindruck entsteht, die Kirche sei in ziemlich un-

versöhnliche Lager gespalten, bei der eine kleine, aber sehr einflussreiche Minderheit die konkreten Menschen nicht ernst nimmt beziehungsweise in ihrer Gewissensentscheidung im Stich lässt“, so der Diözesanratsvorsitzende weiter. „Sollte diese Einschätzung sich in den Köpfen manifestieren, brauchen wir uns nicht zu wundern, dass es immer mehr Katholiken hierzulande egal ist, was ihre Kirche zu sagen hat – im Hinblick auf die persönliche Lebensfüh-

rung, aber auch zu gesellschaftspolitisch relevanten Themen.“ Mit Blick auf den bayerischen Kreuzerlass, der Landesbehörden zum Anbringen eines Kreuzes im Eingangsbereich verpflichtet, sagte der Diözesanratsvorsitzende, das Kreuz taue „nicht zur Aus- und Abgrenzung und auch nicht zur oberflächlichen Vereinnahmung“. Ohne persönliche Beziehung zur Frohen Botschaft Jesu fehle christlichem Symbolhandeln generell das Fundament. (jag/gob)



Begeistert sein

Kirchliches Engagement hat viele Gesichter

Gisela Häfele engagiert sich seit 1996 in der Katholischen Elternschaft Deutschlands (KED). Seit dieser Zeit vertritt sie als Diözesanvorsitzende und seit 1998 auch als Landesvorsitzende die Interessen von Eltern. Die bayerische KED vertritt Elterninteressen gegenüber politischen Entscheidungsträgern und in der Öffentlichkeit. Grundlegend für unsere Arbeit ist die katholische Soziallehre. Wichtig ist mir dabei die Betonung der einzigartigen Verantwortung der Eltern für die Erziehung ihrer Kinder. Sie fußt auf dem Subsidiaritätsprinzip, das sowohl in der katholischen Soziallehre als auch im Grundgesetz verankert ist.

Warum engagieren Sie sich ehrenamtlich?

Ich war zum gegebenen Zeitpunkt dazu bereit.

Wie sind Sie zum freiwilligen Engagement gekommen?

Im Kindergarten und später in der Schule meiner Kinder habe ich mich im Elternbeirat engagiert. Ebenso habe ich mich in unserer Gemeinde als Kommunionmutter und Firmgruppenleiterin eingebracht. Als Vorsitzende des Gesamtelternbeirates der Stadt Rosenheim habe ich 1996 eine Demo gegen zu große Klassen organisiert. Bildungspolitische Themen waren schon immer im Mittelpunkt meines Interesses. Der

damalige Stadtrat Ludwig Weinberger, der beim Familienbund tätig war, fragte mich, ob ich mir eine Arbeit in der Katholischen Elternschaft vorstellen könnte. Im November 1996 wurde ich zur Diözesanvorsitzenden gewählt, zwei Jahre später auch zur Landesvorsitzenden des Verbandes.

Was beschäftigt Sie im Moment?

Seit der ersten PISA-Studie ist die Schule im stetigen Umbruch. Im Fokus steht seither ein ständiges Drehen an den Strukturen. Das hat sowohl Eltern als auch Kinder verunsichert und gerade in der 4. Jahrgangsstufe der Grundschule einen massiven Druck ausgelöst. 27 Lernzielkontrollen bis zum Übertrittszeugnis sind

ein andauernder Probenstress, an dessen Ende die Entscheidung für die weitere Schullaufbahn steht. Dieser ständige Spurwechsel und die daraus resultierende Verwirrung muss reduziert werden und der Fokus wieder auf die Inhalte gelegt werden.

Was wollen Sie bewegen?

Mir liegt vor allem die Kommunikation der an Schule Beteiligten am Herzen. Das schulische Lernen unserer Kinder gelingt nur, wenn Lehrer und Eltern an einem Strang ziehen. Miteinander reden, auch oder gerade wenn es Probleme gibt. Die jeweilige Sicht der Dinge anerkennen – die subjektive Beschreibung der Eltern als wichtig und richtig sehen und die professionelle des Lehrers nicht als Angriff werten. Der Artikel 5 aus der Charta der Familienrechte ist für mich die wichtigste Botschaft, die ich nach außen tragen möchte: „Weil sie ihren Kindern das Leben geschenkt haben, besitzen die Eltern das ursprüngliche, erste und unveräußerliche Recht, sie zu erziehen: darum müssen sie als die ersten und vorrangigen Erzieher ihrer Kinder anerkannt werden.“

Kirchliches Engagement hat Zukunft, weil...

...es hilft, den Glauben sichtbar zu machen und auf ein gutes Miteinander ausgerichtet ist.

Impressum

Alle Mitarbeiter dieses Heftes erreichen Sie über die Redaktion. Gezeichnete Artikel geben nicht unbedingt die Meinungen der Redaktion wieder. Für alle Überschriften ist die Redaktion, nicht der Verfasser verantwortlich. Abdruck ist nach Rücksprache mit dem Landeskomitee möglich. Bei allen männlichen Angaben von Personengruppen sind selbstverständlich auch die Frauen mitgemeint.

Herausgeber und Verleger:

Landeskomitee der Katholiken in Bayern.

Kuratorium:

Markus Biber, Passau
Christian Gärtner, Eichstätt
Dr. Günter Heß, Bamberg
Karin Schlecht, Regensburg
Hildegard Schütz, Augsburg
Prof. Dr. Hans Tremmel, München
Joachim Unterländer, München
Dr. Michael Wolf, Würzburg.

Verantwortlich für

Herausgabe und Vertrieb:

Dr. Karl Eder, Geschäftsführer, München.

Redaktion: Alexandra Hofstätter, verantwortlich für den Inhalt.

Redaktionsbeirat:

Beate Dieterle, Augsburg
Manfred Fürnrohr, Regensburg
Claudia Gebele, Bamberg
Herbert Jagdhuber, München
Bernhard Kellner, München
Dr. Klaus-Stefan Krieger, Bamberg
Florian Liebler, Würzburg
Peter Oberleitner, Passau
Josef Peis, München
Martin Riedlaicher, Passau
Rudolf Schmidt, Eichstätt
Richard Ulrich, Eichstätt.

Anschrift des Verlages

und der Redaktion:

Gemeinde *creativ*
Schäfflerstraße 9
80333 München
Telefon: 089 21 37-28 01
Fax: 089 21 37-28 02
E-Mail: gemeinde-creativ@landeskomitee.de

Abo-Verwaltung und Service:

E-Mail: waltraud.keller@landeskomitee.de

Druck: Gebr. Geiselberger GmbH,
Martin-Moser-Str. 23,
84503 Altötting

Satz und Layout:

Miriam Hase, München

Erscheinungsweise:

Jährlich 6 Hefte.
Jahresabonnement 17,50 €,
(einschließlich Porto und
Versand) Einzelpreis 3,50 €.
Online-Abo für 15 €, bestellbar
unter www.gemeinde-creativ.de.

Bankverbindung:

Liga Bank München
BIC: GENODEF1M05,
IBAN: DE63750903000002141817
Landeskomitee der
Katholiken in Bayern;
Vermerk: GEMEINDE CREATIV.
Kündigungen des Abonnements
sind nur zum Jahresende,
spätestens bis zum
1. Dezember möglich.

**Gemeinde *creativ* wird
auf 100 Prozent klimafreund-
lichem Papier gedruckt.**

Daumen hoch!

Von Karl Eder

Geschäftsführer des Landeskomitees
der Katholiken in Bayern

Wer kennt das nicht? Schnell noch eine Nachricht an die Freunde losschicken, um ein Treffen klar zu machen, ein nettes Bild mit einem witzigen Kommentar posten oder Infos aus dem Netz saugen, um den nächsten Urlaub zu planen. Der Alltag der meisten Smartphone-Nutzer sieht so oder ähnlich aus, unabhängig davon, ob sie nun im zarten Teenager-Alter sind oder zur Silberlocken-Fraktion gehören.

Bislang wird von besorgten Eltern, Medienpädagogen oder Psychologen auf mögliche negative Einflüsse dieser intensiven Nutzung des unentbehrlichen Mediums auf die Persönlichkeit, mehr noch aber auf das Sozialverhalten der Menschen geachtet. Hintergrund ist nicht selten die Beobachtung, dass eine derart exzessive Nutzung des Smartphones die Notwendigkeit, sich zu bewegen, mindert.

Von daher mutet es zunächst seltsam an, dass dieses Verhalten auch zu übertriebener Bewegung führen kann. Zugegeben nicht des gesamten Körpers, wohl aber eines Körperteils, nämlich des Daumens. Nach einer Meldung des „Ärztblatt“ häufen sich die Beschwerden gerade jüngerer Patienten, die über Bewegungsschmerzen in diesem Finger klagen.

Dafür gebe es eine einleuchtende Erklärung, so Stefan Langer, Bereichsleiter an der Klinik für Orthopädie, Unfallchirurgie und Plastische Chirurgie des Universitätsklinikums Leipzig: „Beim einhändigen Bedienen des Smartphones wird der Daumen überbeansprucht.“ Die fortgesetzte Daumenbewegung in Richtung kleiner Finger strenge an und führe zu „Schmerzen im daumenseitigen Handgelenk“. Der typische Patient heute sei 15 bis 25 Jahre jung und eigentlich

kerngesund – aber eben nur eigentlich. Ärzte und Patienten reagieren gleichermaßen ratlos. Galt bislang der eherne Grundsatz, dass regelmäßige Bewegung gesund ist, scheint es nun ganz anders zu sein. Als hätten wir es nicht längst geahnt: zu viel Bewegung ist sogar ungesund.

Aber die Fitnessindustrie und ihre Protagonisten sind schon in den Startlöchern und bieten Abhilfe mit bisher völlig unbekanntem Fitnessprogrammen: „Daumen hoch! – Muskelaufbau leichtgemacht!“ oder „Give me five! – Geben Sie Ihrem Daumen vier starke Freunde an die Hand!“. Im Hintergrund dieser Marketingstrategien steht das uneigennützig Anliegen der Fitnessbranche, die Nutzung des Smartphones wieder in den Griff zu bekommen. Um künftiges Unheil zu vermeiden, müsse man hier „rechtzeitig den Daumen drauf halten“, so Arnold Eisenhart, der Präsident des Deutschen Fitness-, Muskel- und Kraftverbandes.

Der Kampf gegen Lähmungsercheinungen im Daumen aufgrund exzessiver Smartphone-Nutzung wäre nach Ärztemeinung aber auch anders aufzunehmen: das Mobiltelefon einfach mal eine gewisse Zeit weniger oder gar nicht nutzen. Mit etwas Geduld ließen die Schmerzen nach einigen Tagen nach, rät Stefan Langer. Er geht noch weiter und empfiehlt seinen medizinischen Kollegen sogar, auch bei der Diagnostik zurückhaltend zu sein: man müsse nicht sofort eine Röntgenaufnahme, ein CT oder gar ein MRT veranlassen.

Wie jetzt? Keine Therapie? Einfach nichts tun? Nein, nein, keine Sorge: mit „Digital Detox“ entsteht hier gerade eine neue therapeutische Fachrichtung. Nun wissen wir endlich auch, warum sich Digitalisierung von „digitus“, lateinisch für Finger, ableitet. Dafür: den Daumen hoch! Aber bitte erst nach einem passenden Fitnesstraining!

- Informationen für die Mitglieder der Pfarrgemeinderäte, Kirchenverwaltungen und katholischen Verbände
- Anregungen und Hilfen für die praktische Arbeit in der Pfarrgemeinde
- Hintergrundinformationen, Kommentare und Interviews zu gesellschaftlichen und kirchlichen Entwicklungen
- Geistliche Begleitung quer durch das Kirchenjahr



ST. AGNES... KEINE HALBEN SACHEN